



Inhalt: Gertrud's Jugendtraum. Roman von Marie Sophie Schwarz. (Fortsetzung.) — Der treue Wächter. Originalzeichnung von Fräulein Helene Richter. — Petöfi als Schauspieler. Original-Skizze von Maurus Jolai. — Victoria, Kronprinzessin des Deutschen Reiches und Kronprinzessin von Preußen. Nach der Büste C. Ende's gezeichnet von Heitland. — Dogaresa. Originalzeichnung von Eugen Blaas in Venedig. — Anna Frölich. Novelle von Ernst Gäßlein. (Fortsetzung.) — Meine Kassen. Von C. von Vincenti. — Die Mode. Von Veronika von G. Mit einer Initialie. Originalzeichnung von P. Grot' Johann. — Eine orientalische Räucherfugel. Von A. von Cöhausen (mit Abbildungen). — Wirthschaftsplaudeereien (mit Abbildung). — Auflösungen der Räthsel Seite 36. — Inserate. — Extra-Beilage: Das Wasnehmen und Zuschneiden. Von S. Klemm. II. — Correspondenz.

Gertrud's Jugendtraum.

Roman von Marie Sophie Schwarz.
(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Die Kammerräthin begrüßte die heimkehrende Gertrud mit Vorwürfen und gab ihr neue Verhaltensregeln. Allein das Mädchen war und blieb unzuverlässig. Den ganzen Tag streifte sie umher, zu Fuß oder zu Pferde. Alles Neben der Tante war vergebens. Wenn sich Nachmittags die Damen versammelten, um Frau Louise zu unterhalten, fehlte gewöhnlich Gertrud, oder sie schlich sich wieder fort, sobald sie sich unbeachtet sah. Sie schien die Tante Louise wie den Tod zu scheuen, und diese hinwieder ließ sich über Gertrud's Aufführung durchaus nicht schmeichelhaft aus.

Nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen auf Eisborg war die Kammerräthin der Verzweiflung nahe. Eines Nachmittags hatte sie eine lange Zorn- und Klage-Epistel an Gertrud's Vater geschrieben, und säßte sich dadurch einigermaßen erleichtert, aber als sie nun bei Frau Louise eintrat, fiel ihr der ganze Kummer sofort wieder aufs Herz. Dort saß Louise wie immer im Lehnstuhl, zu ihren Füßen jedoch auf einem Schemel saß die schöne Ottilie Gyldestierna und las der armen Reichen aus den Tageszeitungen vor. Das friedliche Bild erfüllte die Kammerräthin mit Bitterkeit. Warum betragt sich Gertrud nicht wie Ottilie, aufmerksam und immer bei der Hand, ohne deshalb aufdringlich zu scheinen, wachsam auf Alles, was die unfreundliche Louise wünscht, und stets bereit, ihre Wünsche zu erfüllen, ohne Jemand zu verdrängen. O, mein Gott, warum gleicht Gertrud nicht ihr! Geschrei und Pferdegetrab vom Garten unter-

brach den Gedankengang der Kammerräthin. Gleich einem Paar erschrockener Lämmer kamen Olga und Evchen über den Rasen gestürzt, der an die Schloßterrasse grenzte. Hinter ihnen aber sprengte ein Rappe gezäumt und für eine Dame gesättelt, über Blumenbeete und Rosenstöcke. Wild geworden hatte er ohne Zweifel seine Reiterin abgeworfen. Aber schon erschien auch diese — keine Andere natürlich, als Gertrud — auf der Scene mit einem Gefolge von Stallknechten, um das Pferd einzufangen.
„Apollo, Apollo, steh!“ rief Gertrud, aber Apollo verachtete den Ruf des jungen Mädchens, er stürzte gerade auf die Terrasse los. In demselben Augenblicke holte einer der Knechte den Flüchtling ein und haschte nach dem Zügel. Allein das Thier riß sich los, machte kehrt, und im nächsten Augenblicke schien es, als werde es sich über Gertrud, welche still stand, stürzen



Der treue Wächter. Originalzeichnung von Fräulein Helene Richter.
Als Photographie im Verlage der „Photographischen Gesellschaft“ in Berlin.

H. Richter
1870.

„Ist das Mädchen toll?“ rief Frau Louise, sich in ihrem Sessel emporhebend.

„Mein Gott, das arme Kind ist verloren!“ jammerte die Kammerrätthin und eilte auf die Terrasse. Nur Ottilie rührte sich nicht von der Stelle, sondern sah ruhevoll über die Zeitung hinweg auf die Scene im Garten.

Dieses Muster von Wohlerzogenheit und Selbstbeherrschung schenkte Frau Louise zu imponiren, denn mit einem Blick auf jene ließ sie sich wieder im Sessel nieder. In der nächsten Secunde standen Gertrud und Apoll neben einander. Das Mädchen hielt ihn am Hügel fest und suchte ihn durch Streicheln und Koseworte zu besänftigen.

„Wünscht Tante, daß ich mit dem Lesen fortfahre?“ frug Ottilie mit ihrer klaren ruhigen Stimme.

„Nein!“ lautete die scharfe Antwort. Louise's Augen blitzten. „Geh und sag' ihnen, bevor sie eintreten, daß ich ihre Gesellschaft heut nicht mehr wünsche! Geh!“

Ottilie's fein geröthete Wangen färbten sich tiefer, aber sie erhob sich sofort.

Doch schon trat die Kammerrätthin von der Terrasse ins Zimmer zurück. Und nun machte sich der Horn der Schloßherrin in Worten Luft. „Ein schöner Juwel, meine Nichte!“ rief sie, „verwüthet mir das Liebste, meinen Garten. Ich hätte Dich, Marianne, für klüger gehalten, als daß Du mir eine Halbwidwe ins Haus führst, die mir täglich Verdrüß bereitet. Sie meine Pflanzetochter?! Ins Tollhaus gehört sie. . . . Bessert sie sich nicht, so schick' ich sie dahin zurück, woher sie kam. . . . Meine Blumenbeete! Wer wird mir den Schaden ersetzen? Willst Du es? Dein blutarmer Bruder kann es nicht; er hat ja niemals gethan, was er sollte, sondern ist immer tiefer und tiefer in Armuth versunken. So wird es immer gehen, wenn ein Mann sich nur des Geldes wegen verheirathet, ohne daß er selbst sein Brod zu erwerben im Stande ist.“

Die Kammerrätthin glühte vor Scham und Entrüstung. Die Lippen öffneten sich zu einer scharfen Antwort; allein sie bekämpfte sich, wandte sich ab und eilte in den Garten. Wenige Minuten darauf trat die alte Magdalene ein. Die Glasthür wurde geschlossen, und Frau Louise blieb mit ihrer einzigen Vertrauten allein.

Fünftes Kapitel.

Die Gäste, welche der unangenehmen Aufgabe überhoben waren, die Besitzerin der zerstörten Blumenbeete mit ihrer Gesellschaft zu unterhalten, suchten im Garten Zerstreuung. Die Mädchen standen vor einem Bassin, dessen kostbare Blumeneinfassung bei der wilden Scene vorhin am meisten gekittet hatte, und ergingen sich in wenig lebenswürdigen Aeußerungen über ihre Rivalin Gertrude. Nur Eva Parlander suchte sie mit aller Wärme zu verteidigen.

„Recht so, liebe Eva!“ tönte plötzlich eine Stimme hinter dem Rücken der Mädchen, „steh' zu mir, wie man immer zu den Unglücklichen stehen muß.“

Eva wandte sich um und sah Gertrud, welche wunderbar genug aussah, in ihrem grobwoollenen Reiterstirn, das schwarze aufgelöste Haar wie eine Wolke um das erhitzte Gesicht. Den kleinen Strohhut hielt sie in der Hand und versuchte die Beulen, welche derselbe im Kampf mit Apoll davongetragen, auszubügeln.

„Wißt ihr wohl, Mädchen,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „daß Ihr mich vergöttern solltet! Ich habe, seit ich hier bin, Nichts, als eine Dummheit nach der andern gemacht und mich so übel aufgeführt, daß Ihr von mir bei der Tante Nichts zu fürchten habt. Nicht nur stehe ich keiner von Euch im Wege, sondern nütze Euch durch den Contrast. Darum könntet Ihr Euch in Zukunft etwas zärtlicher über mich äußern. Damit Adieu! ich muß ins Schloß, um meine wohlverdiente Strafe zu empfangen.“

Behend wie ein Reh sprang sie über die Terrasse, eilte hinauf, öffnete mit einem kräftigen Druck die Glasthür und befand sich Tante Louise gegenüber.

„Was willst Du?“ herrschte diese den Eindringling an. Der Ton ihrer Stimme, welcher jede Andere erschreckt haben würde, gab Gertrud vollends Muth, und sie sah mit festem Blick, aber ohne Hochmuth in das strenge Antlitz:

„Tante Louise, ich bin hier, um Dich wegen des großen Schadens, den ich Dir angerichtet habe, um Vergebung zu bitten. Oder, da sich Geschehenes nicht ungeschehen machen läßt, bestrafe mich: sag' mich fort! Es wird das die schwerste Strafe für mich sein!“

„Das glaube ich wohl; denn damit verlierst Du alle Vortheile, die Du erhoffst hast.“

„An einen anderen Vortheil, als den, diesen Sommer hier zu verbringen, den ersten frohen, sorgenfreien Sommer, habe ich niemals gedacht,“ antwortete Gertrud mit einem so treuherzigen Blick, der jede andere, als ihre Tante, überzeugt und gerührt hätte. Aber Frau Louise war nicht zu rühren, ihre scharfen Blicke blieben unbeweglich, und ihre Stimme klang nicht um einen Hauch milder, als sie frug:

„Wie kam das Pferd in den Garten?“

Gertrude erzählte schlicht und bündig den Hergang. Ein Reitknecht hatte mit dem Pferde am Parkeingang auf sie gewartet. Eben da er ihr in den Sattel half, scheute das Thier — wahrscheinlich vor den blinkenden Flintenläusen zweier Jäger, die des Weges kamen; sie fiel herab, und ihr Roß rannte in den Garten.

„Du kanntest die Jäger nicht?“

Louise sah dabei aus, als ob sie mit den Augen Gertrud durchbohrend wollte, aber das Mädchen hielt dem forschenden Blicke Stand.

„Nein, ich habe sie nie zuvor gesehen.“

„Du kannst gehen!“

Tante Louise kehrte Gertrud den Rücken.

Sechstes Kapitel.

Einige Tage später finden wir Gertrud in einem Pavillon des Schloßparks, bei der Lectüre eines Briefes aus der Heimath. Je länger sie las, desto finsterner wurden ihre Miener, und als sie geschlossen hatte, warf sie, das Schreiben in der Hand zerknitternd, herabfordernd den Kopf zurück. Zu demselben Augenblick trat die Kammerrätthin in den Pavillon.

„Was schreibt Dein Vater?“

„O, das weiß Tante sehr wohl; denn Du hast ihn zum Schreiben veranlaßt. Er verleugnet seinen eigenen Charakter in diesem Briefe. Armer, armer Vater!“

„Liebe Gertrud,“ unterbrach sie die Kammerrätthin, „Du thätest besser, Deinen Vater weniger zu beklagen, und anstatt dessen mehr für ihn zu thun. Du hättest ihnen allen daheim eine glückliche Zukunft bereiten können; anstatt dessen —“

„— thue ich Alles, um ihnen diesen Traum zu zerstören!“ fiel Gertrud ein. „Liebe gute Tante Marianne, ich habe wiederholt versichert, daß ich der reichen Tante Pflanzetochter nicht werden will.“ Die Stimme des Mädchens klang dabei so ernst, daß die Kammerrätthin mit ihrem Entrüstungsschrei zurückhielt. „Ich bitte deshalb aus dem Innersten meines Herzens, mich ferner nicht überreden zu wollen. Das, was in Deinen Augen ein Glück ist, ist in den meinigen gerade das Gegentheil. Ich verabsichere jeden ererbten Reichthum und kam mit dem festen Entschluß nach Elfsborg, Alles zu thun, um dem herben Geschick zu entgehn, hier in Gnaden aufgenommen zu werden. Der Himmel behüte mich vor diesem Golde, das seiner Besitzerin nur Kummer brachte, ihr das Herz verhärtete und die Seele verfinsterte. Lieber arm, als unglücklich wie Tante Louise sein!“

„O über die Fügung der Armuth!“ rief die Andere mit bitterem Spott, „Du solltest sie doch besser kennen, grade die Armuth ist's, die das Herz veredelt und verbittert.“

„Möglich, Tante; aber ich bin jung, stark und gesund und frohen Herzens; ich hoffe diesen Feind zu besiegen,“ lächelte Gertrud voll Zuversicht.

„Du?! und wodurch?“

„Durch Arbeit, liebe Tante. Sieh, das ist der Talisman, welcher mich zum Reichthum führen und den Meinigen die Sorgen bannen soll!“

„Thorheiten! Hat Dein Vater etwa nicht gearbeitet? Er war niemals ein Müßiggänger, ein Verschwender gewesen, und dennoch wird er mit jedem Jahre ärmer und ärmer.“

„Wahr, leider nur zu wahr, aber die Ursache war, daß er einmal, ebenso wie Du jetzt, glaubte, daß das Glück darin bestehe, ohne Anstrengung reich zu werden. Deshalb freite er ein Mädchen, das für eine reiche Erbin galt. Sie ist meine Mutter — ich muß schweigen. Aber die Geschichte unserer Armuth hat mich gewißigt. Nicht im Traum glücklich werden, arbeiten, arbeiten will ich.“

„Und auf welche Weise, wenn ich fragen darf?“

„Indem ich in Stockholm einen Curfus in der Buchhaltung durchmache, um später einen Platz auf einem Bureau annehmen zu können. Du nimmst mich während meiner Lehrzeit zu Dir — erschrick nicht! Die Kosten für den Unterricht bestreut' ich selbst.“

Gertrud lachte, als sie das bestürzte Gesicht ihrer Tante sah, und ihren Arm schmeichelnd um den Hals derselben schlingend, fuhr sie fort:

„Du weißt nicht, liebe, liebe Tante, daß ich seit meinem zwölften Jahre gespart und gespart habe von dem Wenigen, was ich verdiente. So habe ich jetzt fünfzig Reichsthaler in der Sparkasse liegen. Für diese Summe muß man die nöthigen kaufmännischen Kenntnisse erlangen können. Wenn das Glück mir hold ist, erwerbe ich mir durch Unterrichten noch einen kleinen Nebenverdienst. Und wenn ich später eine gute Stelle erhalte, bleibe ich bei Dir wohnen, natürlich dann für meine Rechnung, lebe so knapp als möglich und schicke alles Ersparte zur Unterstützung der Mama. Das ist, glaube mir, bei weitem praktischer, als alle Deine Speculationen auf Tante Louise.“

Gertrud brachte vorläufig alle Einwände ihrer Verwandten durch einen herzhaften Kuß zum Schweigen.

Die Kammerrätthin mußte wider Willen lächeln. „Wenn dem so ist,“ sagte sie, „können wir nur gleich von hier abreißen!“

„Bewahre! Hier ist es ja ohne die Rolle der Erbschleicherin göttlich schön! Komm!“ setzte das übermüthige Mädchen schmeichelnd hinzu, indem sie den Arm der Tante auf den ihrigen legte. „Ich werde Dich über den See rudern und Dir bei dieser Gelegenheit sonnenklar beweisen, was für ein Glück es ist, nicht reich zu sein.“

Die Kammerrätthin zuckte die Schulter, ließ sich aber doch von Gertrud aus dem Pavillon hinab zum Seeufer führen, wo für die Schloßgäste immer einige hübsche Boote bereit lagen.

Noch aber waren die Beiden nicht am Strand, als im Pavillon der schwere Vorhang zurückgeschlagen wurde, der vor einer Art Alkoven eine kleine Bibliothek verdeckte, und die Herrin von Elfsborg ins Zimmer trat, das Jene soeben verlassen hatten.

Einige Secunden lang stand Frau Louise in ihrer ganzen Höhe emporgerichtet, dann sank sie in einen der Fauteuils nieder, preßte beide Hände gegen die Stirn und flüsterte: „Das Mädchen hat Recht. Für mich wenigstens war der Reichthum ein Fluch, mir brachte er nur Wehe und Erniedrigung, mich hat er in einen Dämon verwandelt.“ Dann hob sie die Arme gegen Himmel und rief, von ihrer Seelenqual überwältigt: „Gibt es denn keine Rettung aus diesem Elende?“

Das hartherzige, reiche Weib brach in Schluchzen aus und saß lange, lange aufgelöst in Thränen. Aus ihrer tiefen Betrübniß wurde sie durch eine sanfte und klare Stimme geweckt, welche mit frommem und andächtigen Ausdruck einen Psalm sang, dessen sich Frau Louise noch aus ihrer Jugendzeit erinnerte:

„Was nützt es uns, zu erben
Leben, Reichthum und Macht;
Was nützt es zu erwerben
Der Erde Lust und Pracht,
Wenn dennoch Alles dies
Der Seele zum Verderben
Und Unglück sich erwies.“

Schon bei den ersten Worten dieses Liedes erhob sich Louise und warf einen fragenden Blick durchs Fenster. Die Sängerin war Eva Parlander, welche langsam am Pavillon vorüberschritt, so langsam, daß Louise jedes Wort, welches sie sang, deutlich und klar vernehmen konnte. Wie das Mädchen dann weiterschritt, verlor sich der Gesang in der Ferne. Viele Jahre waren verfloßen, seitdem Louise einen Psalm hatte singen gehört.

Nach des Vaters Tode war sie, wie erwähnt, weder in der Kirche gewesen, noch hatte sie ein Andachtsbuch in die Hand genommen, und jetzt rief ihr dieses arme und unglückliche Mädchen gerade den Psalm ins Gedächtniß, der gleichsam für sie geschrieben zu sein schien. Aber nach dem ersten, überwältigenden Eindruck wurde sie sofort wieder die Deute des alten Mißtrauens und der schwarzen Gedanken:

„Das Mädchen wußte, daß ich hier war; sie wollte mich

wahrscheinlich hören lassen, daß sie singen kann, und dadurch meine Aufmerksamkeit auf sich lenken.“

Ihre Blicke nahmen wieder den harten, bitteren, abstoßenden Ausdruck an; sie ging in das Bibliothekzimmer zurück und ließ sich in den nächsten Stunden vor Niemand sehen, für Niemand sprechen.

Mittags aber wurde Eva Parlander zur Schloßherrin gerufen und erhielt große Vorwürfe, weil sie es gewagt habe, im Park Psalmen zu singen. Die kleine Lahme war über den Tadel erst erschrocken, dann aber, als Frau Louise ihr erklärte, daß ihre heiligen Gesänge ihr nichts nützen würden, um die Erbin zu werden, nahm sie muthig das Wort:

„Meine Mutter verbot es mir, in der Nähe des Herrschaftshauses meine Psalmen, wie ich es gewohnt bin, Morgens laut zu singen, deshalb ging ich täglich tief in den Park, wo meine Seele am Grüttesied zu erfreuen. Wenn dies der Tante Louise mißfällt, so kann ich Nichts, als das nächste Mal noch weiter in den Wald gehen; denn den Herrn zu preisen ist für mich mehr werth, als aller Reichthum der Welt.“

Mit diesen Worten entfernte sich das arme Mädchen, ohne die Erwiederung von Seiten der Bathin abzuwarten.

Zwei Tage verfloßen, ohne daß Louise sichtbar wurde. Doch am dritten Morgen erschien sie zur Ueberraschung aller Versammelten im Frühstückszimmer.

Sie war sehr blaß, allein ihr Antlitz hatte nicht die gewöhnliche finstere Miene, sondern sah ruhig und ernst aus. Sie war von zwei Herren begleitet, welche sie den Anwesenden als den Justizrath Tillberg und den Notar Bederkrone vorstellte.

Nach Beendigung des Frühstücks ersuchte die Wirthin ihre Gäste mit ungewöhnlich freundlicher Stimme, in den Salon einzutreten, und als Alle dort versammelt waren, ließ sie sich folgendermaßen vernehmen:

„Einige Anordnungen, welche ich in diesen Tagen getroffen habe, erforderten den Beistand meiner Rechtsfreunde. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch Euch mit einigen Gaben bedacht, welche Euch für Eure Reise hierher entschädigen sollen. Gleichzeitig halt' ich mich zur Erklärung verpflichtet, daß ich den Plan aufgegeben habe, eine Pflanzetochter zu mir zu nehmen. Diejenigen von Euch, welche des Lebens auf Elfsborg müde sind, mögen sich ohne Scheu auf den Heimweg begeben, während Jene, welche es nicht sind, meinethalben bis zum Herbst hier verweilen mögen.“

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:

„Nehmen Sie jetzt Platz, und Sie, Herr Justizrath, haben die Güte, meine Willensbestimmungen bezüglich der Gaben an meine Verwandten vorzulesen.“

Der Justizrath nahm aus seinem Portefeuille ein Schreiben hervor und las.

Frau Louise Malmroth schenkte ihrem Bruder, dem Lieutenant Andreas Arenberg, eintausend Reichsthaler; an die Probstin Parlander dreihundert Reichsthaler für die Reise. An Ottilie Guldenskjerna fünfhundert Reichsthaler, als Belohnung dafür, daß sie ihr vorgelesen, und an Olga eine jährliche Leibrente von fünfhundert Reichsthalern. Gertrud erhielt eintausend Reichsthaler, weil sie ihre Tante täglich geärgert hat. Alle Beschenkten haben das Recht, das Geld sofort bei dem Justizrath in Empfang zu nehmen.

Die unerwartete Botschaft wurde von Allen mit tiefem Schweigen vernommen. Eine bange Pause trat ein, dann sprach die Schloßherrin ein letztes Wort: „Sege keine von Euch ferner Hoffnung, Erbin meiner Reichthümer zu werden. Keine wird es. Was Ihr von mir zu erwarten hattet, habt Ihr erhalten. Ob Ihr nun bleibt, oder ob Ihr reiset: in keinem Falle ändert das Eure Stellung zu mir. Und nun, meine Damen, muß ich Sie ersuchen, mich mit diesen beiden Herren allein zu lassen.“

Mit Gesichern, auf denen sich die Enttäuschung malte, entfernten sich die Beschenkten; nur zwei befanden sich unter ihnen, welche ganz zufrieden ansahen und auch zufrieden waren: Gertrud und Eva. Sie drückten sich beim Verlassen des Saals die Hände:

„Reisest Du?“ fragte Eva Parlander.

„Ich denke nicht daran,“ versetzte die Andere heiter, „jetzt wird es hoffentlich hier erst recht hübsch werden. Wann gehst Du?“

„Das hängt von meiner Mutter ab.“

„Dann wirst Du sicher bleiben.“

Gertrud's Prophezeiung ging in Erfüllung; denn nachdem der erste Aerger der Probstin sich gelegt hatte, beschloß sie, bis Ende August zu verweilen.

Ottilie Guldenskjerna hingegen war so erzürnt, daß sie sofort einpackte und, ohne Adieu zu sagen, davon reiste. Olga Bruun verließ einige Tage später Elfsborg.

Die Kammerrätthin war in ihrem Innern vielleicht am meisten erzürnt auf ihre Stiefschwester, doch äußerte sie zu Niemand ein Wort darüber, nicht einmal zu Gertrud. Sie machte gute Miene zum bösen Spiel.

Siebentes Kapitel.

Die auf Elfsborg Zurückgebliebenen unterhielten sich aufs Beste. Jetzt, wo keine Interessen sie mehr trennten, war eine Annäherung zwischen den Frauen um so eher möglich, als die Schloßherrin ihren Gästen nur selten durch ihre Gegenwart Zwang auferlegte. Auf diese Weise verfloß ihnen der Monat rasch genug.

Eine ganze Woche hatte es geregnet und gestürmt; es schien, als sei der Herbst bereits hereingebrochen; aber dies hielt Gertrud von ihren Streifzügen nicht ab.

An einem Sonnabend Abends war sie mit dem Fischer des Gutes auf den See hinaus gefahren, um zu fischen; als sie heimkehrte, erhob sich ein starker Wind, daß es dem Fischer nur mit Mühe gelang, die Landungsstelle unterhalb des Parkpavillons zu erreichen. Nachdem er sein Boot besetzt hatte, begab er sich durch den windgepeitschten Park ins Schloß, um die Fische abzuliefern; Gertrud aber blieb zurück und betrachtete das dunkelgraue Gewässer, das seine schäumenden Wogen gegen den Strand rollte, wo sie an den Klippen emporleckten. Es rauschte die Fluth, und brauste der Wald; schweres und dunkeres Gewölk ballte sich am Himmel zusammen; schon fielen die ersten Tropfen.

Gertrud blieb unbeweglich stehen, es war für sie ein neues und großartiges Schauspiel. Bisher ungekannte Gedanken und Empfindungen erwachten in ihr, sie dachte sich in dieser Stunde so klein und fühlte eine mit Schrecken gemischte Ehrfurcht vor der Macht, welche dem Sturm gebietet.

Ihre ganze jugendliche Selbstflugheit und Zuversicht war herabgestimmt. Sie preßte die zusammengefaßelten Hände an ihre Brust, und ihre Lippen bewegten sich zu einem wortarmen, aber tiefempfindenen Gebet zum Herrn der Welt.

Plötzlich berührte Jemand ihre Schultern, und als sich Gertrud umwandte, befand sie sich Angesicht in Angesicht mit Tante Louise. Dieselbe, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, sah bleich aus, aber in ihrem Antlitz war ein seltener Zug von Milde, als sie fragte:

„Kann ich mich auf Dich verlassen?“

„Ja, Tante, das können Sie.“

„Gut, mein Kind, gib, nachdem eine Stunde verfloßen ist, diesen Brief an Frau Duiß, aber nicht früher und nicht später, als zur bestimmten Stunde.“

„Ich verspreche es!“

„Lebe denn wohl, mein Kind; Schwester Marianne ist wegen Deines Ausbleibens in diesem Sturm beunruhigt. Geh!“

Die magere Hand der Tante berührte zum ersten Male seit Gertrud's Anwesenheit auf Elsborg schmeichelnd die Wangen derselben.

Gertrud schwankte, ob sie gehorchen sollte, und wagte zuletzt schüchtern die Frage: ob denn die Tante eine weite Reise unternehmen wolle?

Louise sah das Mädchen fast erschrocken darüber an, daß es die Frage nach ihren Absichten gewagt hatte, doch antwortete sie ohne Unwillen:

„Ja, ich habe die Absicht, eine Reise zu unternehmen; geh' jetzt, mein Kind, und frag' nicht weiter!“

Der Ton ihrer Stimme war milde, aber so, daß Gertrud nunmehr ohne weitere Einwendungen gehorchte.

Weshalb reist sie bei solchem Wetter ab? Weshalb soll dieser Brief erst nach einer Stunde geöffnet werden? frug sich Gertrud, als sie unter der dunklen Wolke den Weg zum Schlosse ging.

Achtes Kapitel.

Die Stunde war verfloßen, und Gertrud trat bei der alten Schlosskastellanin ein.

„Hier ist ein Brief von Tante Louise,“ sagte sie und überreichte denselben. „Ich erhielt ihn von ihr selbst mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn nicht vor einer Stunde nach unserem Zusammentreffen abzuliefern.“

„Was bedeutet das, daß sie an mich schreibt?“ rief die Andere erschrocken und griff hastig nach dem Briefe.

„Das bedeutet, daß sie fortging, weit fort,“ versetzte Gertrud.

„Bei diesem Wetter! und sie, die seit dem Tode ihres Vaters den Hof nie verlassen!“ Indem hatte sie den Brief geöffnet und las ihn laut. Es waren nur wenige Zeilen:

„Meine treue Magdalena, meine einzige Freundin, wenn Du diese Zeilen erhältst, hoffe ich ein gutes Stück von Elsborg und den Erinnerungen, welche sich an mein einst glückliches Jugendheim knüpfen, entfernt zu sein. Wann ich zurückkehre, ist unbestimmt, aber wenn es geschieht, werde ich meine Ruhe wieder erlangt und die Bitterkeit, welche jetzt meine Seele erfüllt, verloren haben. Alle weiteren Erklärungen erwartet von meinem Rechtsfreund Tillberg, welcher morgen nach Elsborg kommen wird.“

Deine auch Dir getrene Herrin

Anna Louise Malmroth.

Gertrud und Magdalena sahen einander fragend an. „Wenn sie nur nichts Unüberlegtes gethan hat,“ rief Magdalena aus. „Mein Gott, wenn sie sich nur nicht selbst ein Leid anthut, es läßt sich von ihr Alles erwarten.“

„Das glaube ich nicht,“ fiel Gertrud ein; „sie war ungewöhnlich freundlich gegen mich.“

„Freundlich!“ rief die Andere und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, „dann lebt sie nicht mehr lange. Herr mein Gott, was soll man denn thun?“ und damit riß sie die Thür zum nächsten Zimmer auf, in welchem ihr Mann weilte. Auch der schüttelte über die Nachricht bedenkllich den Kopf, aber sie kam ihm nicht so ganz unerwartet. Er hatte schon seit mehreren Wochen bemerkt, daß die Herrin eine Reise beabsichtige. Sie habe alle ihre Papiere geordnet und mit ihm darüber gesprochen, wie sie es gehalten wünsche, falls sie einmal Elsborg auf längere Zeit verliesse.

„Und davon sagst Du mir erst jetzt! Und wenn sie reisen wollte, warum verabschiedete sie sich auf diese Weise und nicht wie jeder andere Christenmensch?“

„Wahrscheinlich wird sie ihre Gründe dazu haben; übrigens beruhige Dich, Alte: morgen kommt der Herr Tillberg und von ihm werden wir die Lösung des Räthfels erfahren.“

Alle auf Elsborg verbrachten eine unruhige Nacht.

Am andern Morgen erschien der Justizrath und theilte den Anwesenden ein von Anna Louise Malmroth unterzeichnetes und in Gegenwart von Zeugen ausgefertigtes Document mit, worin sie ihrem Rechtsfreunde während drei Jahren die Verwaltung ihres Hauses und Vermögens übertrug. Ferner habe derselbe vierhundert Reichsthaler an Gertrud auszahlend als Unterstützung zur Erwerbung der Kenntnisse, wodurch sie sich ihren Unterhalt zu verschaffen könne.

Wenn Frau Louise nach Ablauf von drei Jahren nicht zurück gefehrt sei, sollte der Justizrath den jetzt anwesenden Verwandten eine Abschrift eines in seinen Händen befindlichen, weiteren Documentes zustellen.

Nach Vorlesung des geheimnißvollen Schriftstücks wurde Herr Tillberg mit Fragen bestürmt, welche er nicht zu beantworten vermochte.

„Wenn ich eine Vermuthung aussprechen darf,“ sagte er, „so ist es die, daß Frau Malmroth unter völlig veränderten Verhältnissen und einem anderen Namen ein neues Leben zu führen wünscht, um auf diese Weise zu versuchen, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. Aber auch diese meine Auffassung, welche die von meiner Gönnerin beobachtete Heimlichkeit erklärt, kann ein Irrthum sein. Frau Malmroth ging immer ihren eigenen Weg.“

Verrückt ist sie immer gewesen, dachte die empörte Kammerräthin und mußte sich bezwingen, diese ihre Erklärung des sonderbaren Ereignisses nicht laut zu äußern.

Einige Tage später reisten die Kammerräthin und Gertrud von Elsborg ab. Die Probstin verblieb noch einige Wochen.

(Fortsetzung folgt.)

Petöfi als Schauspieler.

Für den Bazar deutsch geschrieben von Maurus Tokai.

Ich wurde zuerst auf der Hochschule in Papa mit ihm bekannt, doch war unsere erste Begegnung nichts weniger denn sympathisch.

Ich erzählte im „Bildungsverein“ eine Anekdote von einem lutherischen Pfarrer, und Alexander Petrovics (so hieß er damals) rügte mich, was denn die Schurre mit der Confession zu thun habe? Er hatte zwar Recht, denn der Pfarrer hätte auch calvinisch sein können, und doch war es kein Verbrechen von mir, da die Anekdote nichts Beleidigendes enthielt.

Damals hatte er einen kurzen Kragenmantel um, in den er sich bis zur Nasenspitze einhüllte; er sprach wenig, machte mit Niemandem Freundschaft und ging immer im Sturmschritt dahin.

Zum zweiten Mal trafen wir uns wiederum im „Bildungsverein“. Da war die Reihe an ihm, einen Vortrag zu begeben.

Er machte sich den Spaß, den „Szózat“ (Spruch) von Görösmarty (das heilige patriotische Lied der Ungarn) mit komischem slavischen Accent zu declamiren. Für solche Tempelschändung wurde er öffentlich gerügt.

Und doch war er wiederum in seinem Rechte. Er wollte bloß, um sein Talent zum Schauspieler zu bekunden, zeigen, daß man durch den Vortrag selbst den feierlichsten Text in einen humoristischen wandeln könne. Leider nur begriff das der „Bildungsverein“ nicht.

Aber was war denn eigentlich dieser Bildungsverein in Papa? Junge Studenten verbanden sich zu einer Gesellschaft, und an gewissen Abenden wurden dichterische Producte in Poesie und Prosa, Fremdes und Eigenes, sowie Bearbeitungen politischer und wissenschaftlicher Themata vorgetragen. Jedem Vortrag aber folgte sofort die Kritik. Ein Werk, das belobt wurde, kam in das „Buch der Verdienste“. Sogar Preise wurden ausgeschrieben (in Goldsüchsen), und die belobten oder gar preisgekrönten Beiträge in einem Almanach: „Tavaszer“ (Lenz) gedruckt der Lesewelt übergeben. In diesem Almanach erschien der erste Vers Petöfi's, sowie meine erste Novelle.

Von den Mitgliedern dieses Pappaeer Bildungsvereines ist heute der Eine Minister, Zwei sind Ministerialräthe, Fünf Landtagsdeputirte, Einer wurde ein berühmter Maler, ein Anderer ist ein heldenmüthiger Honvedobrist und Zwei sind Dichter geworden. Damals aber saßen wir Alle auf einer Bank und machten einander das Recht des Ersten Sitzes und die Prämien streitig.

Die Ferien zerstreuten dann den Bildungsverein in alle Winde.

Ich kam auf die Hochschule zu Reeskemet. An einem regnerischen Herbstmorgen remit mir Jemand die Thür ein. Der kurze Kragenmantel war mir schon bekannt. „Schau da! Petrovics!“

„Nimmer! Ich heiße Petöfi.“

Es erschienen nämlich damals schon in Bajza's Athenäum Gedichte von ihm unter diesem Namen.

Dann erzählte er mir, daß er Schauspieler und bei Szabo's Truppe mit dreißig Gulden Proportion engagirt sei. (Das bedeutet: wenn recht viele Gulden in der Kasse, so entfallen auf ihn dreißig Gulden Wiener Währung; ist aber in der Kasse gar Nichts, so entfallen auf ihn dreißig Bruchstücke derselben Species.)

Seine Bekleidung war gar nicht elegant. Der Kragenmantel repräsentirte den Winter, und ein Rock von Segeltuch den Sommer. Es ward mir ernstlich bange, als meine brave Hausfrau ihn auf morgen zu Tisch einlud. Doch wurde ich sehr angenehm enttäuscht. Anderen Tages erschien Petöfi in Gala; er hatte einen weichenblauen Frack an, mit gelben Knöpfen, welche unterschiedliche Thierköpfe zur Schau trugen. Dies war der einzige und letzte Frack, den Petöfi getragen. Ich malte ein Miniaturbild in Del, das ihn in diesem Kostüm darstellte.

Beim Nachtmahl ergab sich's, daß Petöfi auch Frauen gegenüber nicht nur sehr geistreich, sondern selbst unterhaltend zu sein verstand; das bräuske stolze Wesen, das er Männern gegenüber zur Schau trug, war völlig abgelegt, und er zeigte sich als ein kreuzguter Junge von sonnenhellem Gemüth und vielen Kenntnissen, in den sich alle Welt verlieben mußte. Ich sah ihn später noch sehr oft in der Gesellschaft von Frauen, bei meiner wie bei seiner Mutter, bei den Gemahlinnen seiner Freunde und bei hohen Damen; immer war er da voll zarter Aufmerksamkeit, gab jedem Wunsch nach, that auf ein Wort, was man von ihm verlangte, declamirte seine Verse, auch solche, die damals nicht gedruckt werden durften; seiner eignen Frau gegenüber war er immer der cavalier servant; ja seine zarte Rücksicht gegen Damen ging so weit, daß er einst in meiner Gegenwart seinem Busenfreund Perrics die ernstlichsten Vorwürfe machte, weil derselbe im Gespräch vor Damen das Wort „Teufel!“ gebraucht hatte. Dagegen war er sogar hochgestellten Männern gegenüber die göttliche Grobheit selbst.

Zwei Dinge hörte ich nie von Petöfi: Etwas erbitten und sich beklagen.

Seine Schauspielerbahn war nicht mit Rosen bestreut. Weder seine Stimme, noch seine Gestalt waren diesem Beruf angemessen, wiewohl er von ungeheurem Fleiße war. Er las den ganzen Tag über, zu Hause und zwischen den Coullissen, seinen Shakespeare. Hatte er schon früher Französisch gelernt, so warf er sich jetzt mit Feuereifer auf das Englische, um den großen Dichter im Original lesen zu können. Er corrigirte regelmäßig seine Collegen ersten Ranges in ihrer Aussprache französischer Namen, zum großen Aergerniß des Regisseurs, der dies viel besser verstehen wollte und seinen Untergebenen befahl, das „gu“ als „x“ auszusprechen.

Trotz seiner Shakespearestudien aber mußte Petöfi meistens Bedientenrollen spielen. Und auch da hatte er seinen Rivalen, einen Herrn Nemess, der ihm alle besseren Rollen wegzufischen verstand. Nun studirte dieser zwar keinen Shakespeare, hatte aber eine schöne Singstimme, während Petöfi selbst im Chor nicht zu gebrauchen war. Seine Stimme ließ sich nicht schulmeistern.

Zuletzt quälte man ihn sogar mit stummen Rollen. Dafür rächte er sich aber dadurch, daß er so komische Masken wählte, daß sein Erscheinen allein hinreichte, aus einem Trauerspiel ein Lustspiel zu machen.

Als er wieder einmal dem ersten Helden durch Maske

und Grimasse die herrlichste Scene verdorben hatte, herrschte ihn jener an:

„Wenn ich jetzt Ihr Director wäre, würde ich Ihnen die halbe Gage abziehen.“

Die halbe Gage! Der Abzug der ganzen hätte nicht schwerer gewogen, denn in jenem Monat herrschte in der Kasse vollkommene Dede.

Das Publicum erwärmte sich übrigens für Petöfi auf der Bühne mehr und mehr. In dem Volksstücke: „Die Dorfhochzeit“ hatte er als Hochzeitslader nur einen Monolog zu recitiren, doch trug er denselben so meisterhaft vor, daß er bei offener Scene hervorgerufen wurde.

Sein Lieblingsgenre waren komische Charakterrollen.

Und wenn er in vertranter Gesellschaft war, im heimlichen Stübchen, wußte er ausgezeichnet zu declamiren. Seine Stimme, die von der Bühne herab spröde und verschleiert klang, war dann aller Modulationen fähig und gefühlvoll, sein Vortrag war befeelt, seine sonst (auch auf der Bühne) unbeweglichen Züge belebten sich, er wurde berebt, begeistert und riß seine Zuhörer mit sich. Dies geschah namentlich, wenn er seine eigenen Dichtungen vortrug. Dabei hatte er den Vorzug, in der Aussprache das echt Magyariische zu treffen. Leider mußte er sich grade der letzteren ausgezeichneten Eigenschaft entäußern, als er einmal eine größere Rolle, den Elias Krumm in Kogebue's „Der gerade Weg ist der beste“ spielte. Was er mit voller Absicht that, die Enkstellung seiner ganzen Aussprache durch einen fremden Accent, wurde ihm von den Zuhörern als ein organischer Fehler angerechnet.

Im Frühherbst verlangte auch er einmal von seinem Director, was seine sämmtlichen Collegen bereits gehabt hatten, eine Benefizvorstellung, und sie wurde ihm auch bewilligt.

Nun wählte aber Petöfi zu seinem Benefiz nichts Kleineres, als Shakespeare's „König Lear“ mit der Rolle des Narren für sich, und das ist ein Stück, mit welchem man sich auf den Provinzbühnen nicht gern zu plagen pflegt.

Da mußte ich denn auch meinen Einfluß in die Wagschale werfen. Ich hatte schon einen. War damals zwar noch kein Dramendichter, auch noch kein Zeitungsredacteur, aber — ich war Maler!

Ja, schon eine Menge junger Damen und Herren waren in Reeskemet damals von mir auf Leinwand verewigt worden; ich richtete eine Zeichenschule für die liebe Jugend ein und hatte mir bereits eine anständige Existenz erpinst (Pardon für das neue Wort).

Nun begab es sich, daß die Schauspieler ein Stück aufzuführen wollten, das den Titel: „Die venetianische Dame“ trug und enormen Effect versprach. Dazu brauchte man aber den geflügelten Löwen aus Venedig; ohne ihn ist das Stück gar nicht aufzuführen; besagter Löwe spielt darin eine Hauptrolle. Leider nur hatte die Gesellschaft keinen Decorateur, und in der ganzen Stadt gab es keinen Maler.

Da wandte sich die Aufmerksamkeit des hart bedrängten Directors auf mich, und ich brachte ihm denn auch, in Folge der Vermittelung Petöfi's, einen so prächtigen venetianischen geflügelten Löwen zu Stande, daß derselbe den ganzen Thespiskarren aus der Klemme riß.

Auf diese bons offices fußend, wagte ich zu Gunsten des Königs Lear mit einer Collectiv-Note zu interveniren: und mit vollem Erfolg.

Doch mußte der große König unsägliche Schwierigkeiten bekämpfen, bis er zu seinem Petöfi gelangen konnte. Fürs Alerverie hatte Dezzi (der den König spielen sollte) die höchst gerechte Forderung, daß es für einen König der britischen Insel rein unmöglich sei, vor der fremden Diplomatie ohne einen Scharlachmantel zu erscheinen, wenigstens so lang, daß zwei Fagen hinterrücks daran zu schleppen hätten. Der Director dagegen wollte sich von der Dringlichkeit dieses königlichen Aufwands durchaus nicht überzeugen lassen.

Wir halfen dem König doch auf den Thron. Eine brave Patriotin ließ uns ihre hochrothen Fenstervorhänge, und man machte daraus einen Parademantel für Lear.

Nun kamen aber neue europäische Zerwürfnisse in die Quere.

Lear hatte auch Töchter: gute und böse. Der Director aber Primadonnen: leichte und schwere. Frau Resci war ein zartes, feines Dämchen, wenn auch schon ein wenig in den Jahren; Demoiselle Mimi Decau hinwieder eine Amazonengestalt, stark und schön und jung (später berühmte Sängerin, als Frau László, und jetzt als Doria).

Nun wollte Fräulein Mimi Decau durchaus nicht die ältere Schwester der guten Frau Resci werden, d. h. die Rolle der Goneril spielen, sondern die Cordelia. König Lear hingegen erklärte auf das bestimmteste, daß ihm, wenn er „diese“ Cordelia todt in seinen Armen auf die Bühne schleppen müsse, darüber nicht das Herz, sondern das Kreuz brechen würde, was wider die dichterische Intention sei.

Da mußten denn wir, die Verbündeten Petöfi's, abermals eingreifen und diplomatische Künste aufwenden, um für den wahrscheinlichen Fall, daß Cornelia nicht dahin zu bringen war, leichter zu werden, Lear zu überzeugen, daß er dann um so stärker sein müsse. Was denn auch gelang.

König Lear ging also mit Petöfi in der Rolle des Narren über die Bühne, aber letzterer täuschte alle unsere Erwartungen. Er machte aus dem fool einen Philosophen und gab nicht ein Fünkchen Narrenheit zum Besten; er verschmähte jede Maske, er war ganz Petöfi. Natürlich gefiel er dem Publicus gar nicht. Wir aber, seine Anhänger, waren mit ihm zufrieden.

Aber er war nicht zufrieden mit uns.

Die Tantieme, welche aus der Benefizvorstellung auf ihn entfiel, betrug, nachdem die Tageskasse die Retorte der Directorialabrechnung passirt hatte, Alles in Allem zehn Gulden.

Leider aber hatte damals Petöfi bei der Frau Dudás, seiner Kostgeberin, schon volle zwanzig Gulden schwebende unverzinsliche Schulden. Für seine Verse bezahlte man gar Nichts. Schriftstellerhonorar war ja in jener Zeit noch eine Chimäre. Und Frau Dudás wollte sich Nichts abziehen lassen. Sie bestand auf ihren vollen zwanzig Gulden.

Nun wäre es zwar für die Freunde Petöfi's keine Hexerei gewesen, die fehlenden zehn Gulden irgendwo aufzutreiben; aber Petöfi zur Annahme derselben zu bringen — das war das Problem!

Ich versuchte die Lösung. Denn ich hatte einen Rechtstitel dazu. Ich schrieb nämlich damals mein erstes Drama: „Der Judensohn“ (historischer Finanzminister Ungarns zur

Zeit Wladislaw's II.). Es war in Versen geschrieben und zur Bewerbung um den großen akademischen Ehrenpreis bestimmt. Wie man sieht, waren meine Ambitionen ganz bescheiden. Das Werk mußte von fremder Hand copirt eingebracht werden, und Petöfi unterzog sich dieser Arbeit. Er hatte eine herrliche Handschrift, seine Buchstaben waren wie angereichte Perlen.

Für den geleisteten guten Dienst bot ich ihm dann eine entsprechende Summe an. Hui! wie er mich barisch damit zurückwies.

„Ich that Dir es nicht um's Geld! Habe ich Dich, als Du mein Porträt maltest, gefragt, was ich dafür zahlen soll?“ Nun war es eben so wenig gentlemanlike gewesen, der Dudás mit den zehn Gulden durchzugehen.

Petöfi löste diese schwierige Aufgabe auf folgende Weise.

Mein Stubenmädchen und unser gemeinsamer Freund Pali Gyenes war der glückliche Besitzer eines vergilbten Calepinus. Den hatten wir schon ganz durchgelesen (oder haben gar niemals hineingeschaut; ich erinnere mich nicht mehr genau), mit einem Wort, wir hatten ihn nicht nötig. Diesen „elephantina molles“ ließ sich Petöfi an, um denselben bei der Dudás als Faustpfand zu hinterlegen. Sie sollte dies unbewegliche Gut bei sich behalten, bis er einmal zu Gelde kommen und dann dem „Ueberbringer dieses“ die darauf intabulirte Schuld ausbezahlen würde. (Ein Wechsel von fünf Pfund! — nicht Sterling, sondern Wiener Pfund.)

Die Dudás nahm mit scheinbarer Ruhe die wunderliche Hypothek in Besitz, doch saß sie im Herzen Böses. Zum Glück hatte die Dudás eine schöne Enkelin (sie hieß auch Juliska!), welche für den Dichter zarte Sympathien hegte. Diese verrieth insgeheim, daß ihre Großmutter sie beauftragt habe, sich, während er schlief, ins Zimmer zu schleichen und seines schönen weilschblauen Fracks mit gelben Knöpfen zu bemächtigen. Mag er dann in seinem Segelstuchrod weiter reisen. Der Frack sei am Ende doch sicherer Geld, als der Folioband.

Die Entdeckung dieses Complots beschleunigte die Entwicklung des Dramas. Unser Freund ging nicht mehr nach Hause, sondern kam mit der Nachricht zu mir, daß er noch heute Nacht per pedes nach Pesth aufbrechen wolle, wo er seine Verse herauszugeben und mein Drama einzureichen beabsichtige.

Er hatte zehn Kreuzer an baarem Geld, etwas Wäsche und seine Verse im Tornister nebst meinem Schauspiel.

Meine brave Hausfrau packte ihm dazu noch einen Schinken und gute Reckemeter Fleischbuden, und ich und Pali Gyenes begleiteten ihn bei Nacht und Nebel bis vor die Stadt hinaus. Es war eine regnerische, abscheuliche Nacht, der Weg voll Schmutz und Lachen, ein Wagen nirgend zu sehen.

Mit solcher Kriegsausrüstung brach Petöfi auf, um die Welt zu erobern. Und er eroberte sie.

Es bleibt mir nur noch zu erzählen, was aus dem Calepinus geworden.

Als die Dudás den weilschblauen Frack nicht erreichen konnte, so wartete sie nicht, wie üblich, mit ihrem fünfspindigen Wechsel auf den Verfalltag, sondern trug das Buch zu unserem Rector Professor und erzählte ihm ihre Angelegenheit. Der biedere Herr, dem unser freundschaftliches Verhältnis zu Petöfi bekannt war, ließ uns die Affaire Calepinus kundgeben, und so erstanden wir denn schließlich unseren eigenen Calepinus für das Collegium um zehn Gulden zur größten Befriedigung der Dudás.

Nach einem halben Jahr bekam ich von Petöfi einen Brief, worin er mir zu der Auszeichnung gratulirte, die meinem Drama von Seiten der Akademie widerfahren. Ich wußte Nichts davon, denn Zeitungen kamen damals nicht in unseren Gesichtskreis. — Was war das für ein Jubel für uns Beide!

Ich hätte Maler werden sollen, Petöfi Schauspieler; doch eine dritte Muse entführte uns zu gleicher Zeit von unseren Pfaden in andere Welten.

Petöfi war damals neunzehn Jahre alt, ich ein Jahr jünger.

Dogareffa.

Da Byron „auf Venedigs Seufzerbrücke steht“, bricht er in die Klage aus:

„Das Echo Tasso's ist verstummt zuletzt,
Gefanglos rudert nun der Gondolier
Am Strande modern die Paläste jezt,
Und holder Klänge lauscht vergeblich ihr;
Die Zeit entschwand, doch Schönheit weilt noch hier,
Kunst bleicht, Macht sinkt, nur die Natur, sie währt...“

Aber schon in der nächsten Strophe widerspricht er sich selbst:



Victoria, Kronprinzessin des Deutschen Reiches und Kronprinzessin von Preußen.

Nach der Wüste C. Encke's gezeichnet von Heitland.

„Wir haben die Trophä'n, die nicht vergehn
Mit dem Rialto, denn der Mohr, Pierre
Und Schlod werden jede Zeit bestehn;
Nichts schwemmt sie fort, und bliebe Nichts auch mehr,
Belebten sie uns doch den Strand, so öd' und leer.“

Und damit behalte der Dichter Recht. Weil der Meister unseres schönen stimmungsvollen Bildes seiner Dogareffa keinen Namen gab, wollen wir nicht sofort mit Hilfe der Costümkunde in der stolzen Dogenreihe ihren Gemahl suchen. Uns heißt sie Angiolina. Denn in Angiolina Faliero hat Byron selbst eine typische Gestalt geschaffen. Wie auch die Anderen gelebt und geendet haben mögen, die „dem Bräutigam des Meers“ sich vermählten, für uns haben alle den Schmerzenszug Angiolina's, da sie dem letzten Wort ihres Herzog-Gemahls lauscht:

„..... in einer Stunde
Hab' ich gelüßt mein ganzes früh'res Leben
Und Alles überlebt — nur nicht Dein Herz —“

Wen trug der Vucentoro zum Glück?! Auf der Treppe zu ihrem Palast muß die Dogareffa nicht nur am Gespenst des Marino Faliero vorüber.

Victoria, Kronprinzessin des Deutschen Reiches und Kronprinzessin von Preußen.

Gern ließen wir uns über die Schöpfung des genialen Encke, die Porträtbüste der Kronprinzessin des Deutschen Reiches und Preußens des Weiteren aus, denn, wen lodte es nicht zu loben, wenn er es mit Ueberzeugung kann?! Allein die Betrachtung des Kunstwerks würde uns ganz von selbst zur Bewunderung des Originals führen, und ein gedrucktes Lob Derjenigen, welche Fügung und eigenes Verdienst auf die höchste Stufe gestellt, ist aufdringlicher Schmeichelei zum Verwechseln ähnlich. Ebenjowenig jedoch wollen wir das Bild mit trockenen Daten begleiten, die Jedermann bei uns und auswärts bekannt sind. Oder sollen wir historisch kühl erzählen, was die hohe Frau als Gattin und Mutter, als Patriotin, als Götterin der schönen Künste wie der praktischen Bestrebungen zur Hebung des Volkswohls bisher gethan hat? Da sie in blühender Lebenskraft und Schöne unter uns weilt, ist ihr Gestern noch unvergessen und jeder neue Tag von ihr gleich wohlthätig und inhaltreich. Nicht als ob wir einen längeren Artikel über dieses dankbarste aller Themata verschwören würden! nur bleibe er einer geistreicheren Feder überlassen. Unsere Huldigung heute ist schlicht, aber aufrichtig wie ein „Victoria!“ unter Ihrer Kaiserlichen und Königlich-Hoheit Namen.

Der trene Wächter.

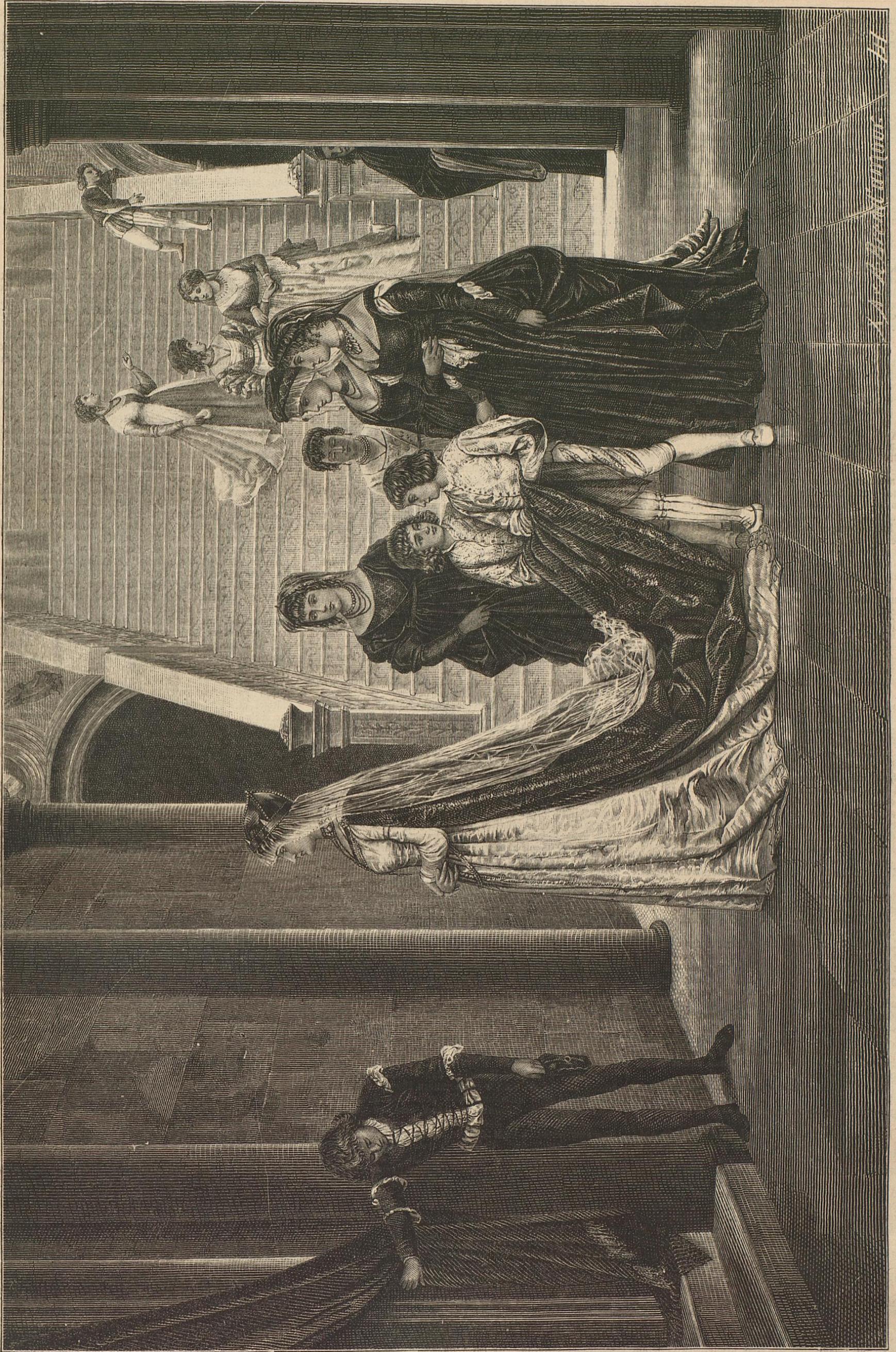
Wir brachten in der vorigen Nummer einen schlafenden Knaben, dem unter grünen Zweigen, am Sommernachmittag die Engel des Traums schon die Wunden der Weihnachtszeit geigten und trompeteten; heute stellen wir sein Schwesterchen vor. Daß die blonde Kleine von der Künstlerin ohne Engel gelassen wurde, ist ganz natürlich. Bedarf es nach einem Blick auf dies gute liebliche Gesicht noch der Versicherung, daß alle Himmlischen darüber wachen? Und wissen letztere nicht, daß in solchem Fall ein zottiger „Mohr“ mindestens ebenso klug und zuverlässiger, als manches „Kinder mädchen“ ist? Er hält sich geduckt, daß sein Schützling bequem gebettet liege, aber mit Aug' und Ohr ist er ganz der gespannte, seiner Verantwortlichkeit bewußte und darauf stolze Wächter. Eschen — oder wie immer sie heißen mag — ist zudem sein Liebling. Freilich, wem wäre sie es nicht?! Daß sie uns den einen Fuß ohne Chaussure zeigt, grade dieser Zug spricht für ihre Wohlerzogenheit und Sittigkeit. Sie weiß, daß ein artiges Kind niemals mit Strümpfen

und Stiefeln „zu Bett geht“. Müde, vom Sandmann, wahrscheinlich infolge der Bewegung, die sie sich mit Mohr verschafft, vorzeitig überrascht, that sie ungeheißt und eigenhändig, was sie von Mutter und Wärterin allabendlich an sich erfährt. Wenn der Schlaf stärker war, als ihr guter Wille — wer möchte ihr deshalb grollen, oder gar sie deshalb wecken! Ich nicht. Et.!

Anna Fröhlich.

Novelle von Ernst Eckstein.
(Fortsetzung.)

Als Kurt am andern Morgen gegen zehn Uhr erwachte, hatte er das unangenehme Bewußtsein, bei dem gestrigen Gelage — inclusive den Kosten für ein ländliches Abendmahl — sein Budget für drei Tage bis auf den letzten Pfennig erschöpft zu haben. Der stud. jur. Hermann Celarius und der Freiherr waren zwar keineswegs hinter ihm zurückgeblieben, aber er hatte Ursache, anzunehmen, ihre pecuniäre Situation gestatte einen derartigen Luxus, während seine bescheidene Stipendienbörse schon seit Entrichtung des Miethsbetrages sehr schwindfüchtig dreinschaute.



Wagner'ssa.
Nach seinem Gemälde auf Holz geschnitten von Eugen Blaes in Bielefeld.

Doch was konnte er machen? Wenn ein bürgerlicher stud. jur. eine Schüssel Sauerbraten nach der andern und sieben Becher Gambriinischer Gebräu verlitte, so durfte er als Edelmann nicht knausern! Uebrigens war der Schaden ja leicht einzubringen. Er brauchte ja nur...

Kurt vollendete diesen tröstlichen Gedanken nicht. Mit der Beschneidung des Vergnügungsbudgets war es eine eigene Sache; das hatte er zur Genüge erfahren... Ein Hauch von Unmuth flog über seine Stirne. Unergerlich sprang er aus dem Bett und kleidete sich an.

Nennchen Fröhlich brachte ihm wie gewöhnlich das Frühstück. Auf dem zierlichen Kaffeetisch lag ein Billet-Doux. Der Rechtsanwalt Dr. Braun lud ihn ergebenst ein, ihm morgen Abend um sieben Uhr die Ehre zu schenken. Kurt fühlte sich im ersten Augenblick versucht, die Einladung unter irgend einem Vorwande abzulehnen, denn die blüthenweiße Unschuld seiner neuerlich erstandenen Galahandschuhe war längst dahin, und zur Beschaffung eines neuen Paares glaubte er sich Angesichts der gestrigen Excesse nicht autorisirt; auch war das Wetter umgeschlagen; es goß wie mit Pulden, so daß an ein Fußgeh'n nicht zu denken war. Indes, Dr. Braun hatte schon einmal einen Korb erhalten, und die Traditionen derer von Erdmann berichteten Nichts von gesellschaftlichen Verstößen, mangelndem savoir vivre, einseitiger Zurückgezogenheit und kleinlicher Berechnung. Ueberdies stand ja der Beginn der Vorlesungen vor der Thür, und im Mai war die Saison ohnehin vorüber. Bei Licht betrachtet, riskirte er nicht viel, wenn er für diesmal noch acceptirte — Er ließ also eine achtungsvolle Empfehlung sagen, und er werde so frei sein, in achtungsvoller Stunde einzufinden. Nennchen schickte ihren kleinen Beter Anton zum Lohnkutscher, um für den jungen Herrn eine Equipage zu bestellen, und ging, als sich gegen zwei Uhr Nachmittags die Wuth des Unwetters so ziemlich ausgetobt hatte, selbst in das Galanteriewaarengeschäft der Gebrüder Landauer, um ihrem Edelmann ein Paar Handschuhe Numero Acht mit gepreßten Bronzenknöpfchen zu kaufen.

Kurt traf bei dem Rechtsanwalt eine distinguirte Gesellschaft. Es war eine Fête von beträchtlicher Ausdehnung; die neuliche Einladung hatte nur einem Abendessen en petit comité gegolten. Der Herr Studiosus machte der Hausfrau die artigsten Complimente, wartete, bis die beiden Töchter zu Tisch engagirt waren und erbat sich dann von Emmy, der ältesten, heuchlerisch das Vergnügen der Partnerschaft, um nach Voraus-sicht bedeutet zu werden, daß er zu spät komme. Nachdem er so ohne große Opfer seinen Ritterpflichten genügt und sich auch von Fräulein Charlotte, der jüngeren, eine abschlägige Antwort geholt hatte, verlor er sich in sein Heil bei Fräulein Josephine, die an der Seite der Professorin eben in den Salon trat...

Er wurde huldvollst empfangen! Als man zur Tafel ging, schmiegte sich das schöne Mädchen so vertraulich an seinen Arm, daß sein Herz höher schlug, und der Gedanke von dem unebenbürtigen Reiz, das da werth wäre, auf dem edlen Stamme einer antiken Heldenfamilie weiter zu blühen, von neuem durch sein ahnenstolzes Gehirn zuckte.

„Apropos, Herr von Erdmann!“ sagte die Professorin, die ihm vis-à-vis zu sitzen kam, „ich habe eine große Aufgabe für Sie...“

„Gnädige Frau,“ entgegnete Kurt, „verfügen Sie über mich.“ „Sobald es die Witterung erlaubt, also etwa in fünf, sechs Wochen, denken wir auf der Dornburger Mühle einen kleinen bal champêtre zu veranstalten. Dabei sollen zwei allerliebste Lustspiele zur Aufführung gelangen. Wollen Sie so gütig sein, eine Rolle zu übernehmen?“

Kurt hatte eine ablehnende Antwort auf der Zunge. Er mußte, daß solche theatralische Vorstellungen eine Unzahl von Proben erfordern. Auch das Costüm konnte unter Umständen bedenklich machen, insofern es vielleicht Ausgaben erheischte, die über die Fähigkeiten eines Stipendiaten hinausgingen. Zeit und Geld mußten ihm aber aus den weiter oben entwickelten Gründen gleich kostbar sein, und so rüstete er sich bereits zu einer Bemerkung über sein mangelndes Talent, als ihn ein Blick aus Josephines dunkelbraunen Augen mitten ins Herz traf und sein: „Ich bedauere, gnädige Frau“ in ein verlegen gestammeltes „Ja“ verwandelte.

„Schön. Ich danke Ihnen. So werde ich Sie also morgen Nachmittag um drei zur ersten Lesung bei mir sehen?“

„Ich werde nicht ermangeln.“ Josephine lächelte, und Kurt bezog dieses Lächeln auf die Freude über seine Einwilligung. Im Sonnenchein dieses leuchtenden Mädchenangesichts vergaß er Alles, was ihn sonst mit unangenehmer Zudringlichkeit gepeinigt haben würde. Uebrigens hatte er ja fünf volle Semester vor sich — und wenn's auch sechs wurden, was schadete das? Der Dheim war so nachsichtig, so gebuldig! Und wer konnte wissen, ob der alte Freiherr von Erdmann-Wellinghausen, das Haupt einer nicht allzu entfernten Seitenlinie, ihn nicht bei seinem demnächstigen Tode mit einem hübschen Legat bedachte? Nein, es wäre thöricht gewesen, sich um Nichts und wieder Nichts graue Haare wachsen zu lassen. Vive la joie!

Beim Dessert knackte Fräulein Josephine eine Zwillingsschneidmesser auf.

„Kommen Sie, Herr von Erdmann,“ sagte sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Unmuth, „lassen Sie uns ein Vielleibchen essen!“

Kurt schwamm in Seligkeit. Er aß die Mandel so ausdrucksvoll, daß Josephine abermals lächelte und der Schwere jenseits des Tisches einen verständnißreichen Blick zuwarf.

Bereits nach fünf Minuten hatte der zerkentete Jüngling die Wette verloren. Vielleicht hielt er es auch für seine Pflicht als Cavalier, der holden Feindin den Sieg zu erleichtern. Wenigstens war er über seine Niederlage ungemein glücklich, und gewiß wäre gegen den harmlosen Scherz Nichts einzuwenden gewesen, wenn Kurt von Erdmann über die Renten des stud. jur. Hermann Cellarius verfügt hätte. So aber befand er sich von Rechts wegen nicht in der Lage, einer verwöhnten Ballprinzessin galante Geschenke zu machen. Indes, — ein volles Herz nimmt dergleichen nicht so genau, und als Kurt seine Donna im wirbelnden Walzer durch den Saal fliegen ließ, kam er sich a priori wie ein Erbsen vor, der sich keinen Wunsch zu veragen braucht.

Die erste Leseprobe bei der Professorin fiel höchst befriedigend aus. Man machte sich gegenseitig die schmeichelhaftesten Complimente und gelobte sich ein recht gründliches Studium der Rollen. Natürlich blieb die Gesellschaft zum Thee. Die nächste Probe ward auf den vierten Tag festgesetzt.

Kurt benutzte die Zwischenfrist zur Einübung seines Pensums. Stundenlang lief er im Zimmer auf und ab und memorirte... Nennchen zerbrach sich vergebens den Kopf, was der junge Herr vorhabe. „Ja, Treulose... so hab' ich mich nicht getäuelt! Sie erörtern, Madame, Sie erlassen!“ oder: „Gut; ich gehe! aber dereinst, wenn die Stunde der Vergeltung schlägt...!“ — das waren die einzigen zusammenhängenden Phrasen, die Nennchen im Nebenzimmer deutlich verstehen konnte, aber sie dienten nicht dazu, ihr die Situation sonderlich aufzuklären.

Am Morgen des vierten Tages kaufte Kurt ein prächtvolles Album für Fräulein Josephine, trixelte auf ein goldgerändertes Blatt: „Guten Morgen, Vielleibchen!“ und legte das Billet zwischen die zweite und dritte Seite. Dann verfaßte er einen längeren Brief an seinen geliebten Dheim und erörterte mit vieler Beredsamkeit, wie es in G. Sitte sei, die Miethe gleich für das ganze Quartal pränumerando zu zahlen; wie ferner die Collegienhonore eine exorbitante Summe verschlangen; wie auch sonst das Leben theurer sei, als er sich vorgestellt u. s. w. u. s. w. Der geliebte Herr Dheim möge es daher nicht übel vermerken und den gehor-samen Neffen ja nicht für einen Verschwender halten, wenn er, der Nefse, ihn, den Dheim, ganz ergebenst eruche, ihm doch den Betrag seines akademischen Wechsels gleich fürs ganze Vierteljahr zu übergeben; es bleibe sich ja im Grunde gleich, und mit einer größeren Summe lasse sich leichter haus-halten, als mit einer kleineren. Uebrigens hoffe er, nach und nach die Gelegenheiten in G. besser kennen zu lernen und dann bequemer auszukommen, als bisher. Der geliebte Herr Dheim wisse ja, daß er, Kurt, stets einen geordneten Lebens-wandel geführt und sich aller edelmännischen Tugenden eifrigst beflissen habe u. s. w. u. s. w.

Inzwischen war es Zeit geworden, die Vorlesungen zu belegen. Kurt sagte zu sich selbst, es sei besser, zwei Collegia regelmäßig, als sechs unregelmäßig zu hören, und da ihm der erstere Modus überdies billiger dünkte, so beschränkte er sich auf eine Vorlesung über Trigonometrie und eine andere, publice gehaltene, über Mineralogie.

Gearbeitet hatte er während der vierzehn Tage seiner jungen akademischen Existenz keine Viertelstunde.

Am zwanzigsten April begann Professor Cajory seine trigonometrischen Vorträge.

Verdammt! Die erste Vorlesung collidirte gerade mit einer Probe bei der Professorin! Kurt malte sich das dürrer, gelbe Gesicht des Mathematikers auf der einen, und die blühende Gestalt Josephines auf der andern Seite. Er hätte kein Herz im Leibe haben müssen, wäre es ihm möglich gewesen, auf den Blick jener dunkelsten Mädchenaugen um einiger Bemerkungen über Sinus und Tangente willen zu verzichten. Zudem war ja voranzusehen, der Professor werde sich in der ersten Stunde nur in längst bekannten Allgemeinheiten ergehen. Der trigonometrische Unterricht im Uyeum war in jeder Beziehung vortrefflich gewesen. Kurt besaß, wie er glaubte, recht hübsche, gediegene Kenntnisse — und, last, not least, die Damen hatten sein Wort! Er durfte sie durch sein Ausbleiben nicht in Verlegenheit stürzen. Die „Eifersüchtigen“ konnten absolut nicht in Scene gehen, wenn der eifersüchtige Held fehlte. Ergo.

Die Vorlesung des Privatdocenten Schaber über Mineralogie anlangend, so kam dieselbe trotz aller Bemühungen des ehrlichen Lehrers nicht zu Stande, da sich außer Kurt nur ein pensionirter Pfarrer meldete, der im Ruf einer periodischen Geistesföhrung stand und in den Hörsälen der Universität aus langer Weile herumblötelte.

Mit dem zweiten Vortrag des Professor Cajory glückte es unserem jungen Freunde besser, als mit dem ersten. Der dritte und vierte wurden dagegen aus Rücksicht gegen die theatralischen Pläne der Professorin Clara Brückner ritterlichst veräußert, und im fünften fehlte dem Herrn Studiosus bereits jeder Zusammenhang. Sich privatim heranzuarbeiten, dazu war er längst nicht mehr fähig und so verschob er denn den Ernst des Lebens aufs folgende Semester und beschloß, Herrn Cajory für diesmal unbehelligt zu lassen.

Der Dheim sandte die gewöhnlichen Gelder, fügte aber eine schwere Ladung guter Ermahnungen bei, die den Neffen gründlich verstimmt. Er war daher sehr geneigt, auf die Ideen der Herren Cellarius, von Gelden und eines dritten lustigen Campans, des stud. cam. Harbordt einzugehen, die ihm zur Abwechslung eine nachmittägliche Champagnerbowle vorschlugen.

In diesem Stile verging der Sommer. Dem Bal champêtre der Familie Brückner folgten ähnliche Festlichkeiten anderer hervorragender Häuser. Die dramatischen Unterhaltungen fanden Anklang. Man behauptete, Kurt spiele meisterhaft. Ehe der September ins Land zog, hatte er in sieben Komödien mitgewirkt, vier Feuerwerke und drei Serien lebender Bilder veranstaltet, an fünf Rahnpartien und drei Ausflügen ins nahe Gebirg Theil genommen und nicht nur sein bescheidenes Einkommen bis ins folgende Jahr hinein ver-gendete, sondern auch bei Gastwirthen, Schneidern, Schustern, Fuhrherren und guten Freunden und Bekannten eine Schuldenlast aufgehäuft, die für einen jungen Mann in wohlhabenden Verhältnissen allerdings nicht erdrückend gewesen wäre, ihm, dem armen Stipendiaten jedoch geradezu horrend erscheinen mußte. Von Tag zu Tag ward ihm unbehaglicher. Der unwiderstehliche letzte Termin für die Zahlung der Miethe stand vor der Thüre. Unser Kurt besaß keine zwei Thaler mehr. Wenn es ruckbar wurde, wie schlimm er gehaust hatte, so lief er Gefahr, die ihm gewährte Familienunterstützung zu verlieren. Zu der Peinlichkeit seiner äußeren Lage gesellte sich eine innere Zerrissenheit, ein Gefühl des eigenen Unwerthes, das ihn fast zur Verzweiflung brachte. Jede Mög-lichkeit, sich aus dem Sumpfe seiner Verkommenheit emporzu-raffen, schien verschwunden.

Es war am Abend des dritten September, als er schwer berauscht aus einem der üblichen Bechgelage nach Hause kam. Seit einiger Zeit vernachte er den Jammer seiner Existenz nur im Kreise lärmender Commilitonen zu ertragen. Erst, wenn er im schäumenden Glase die Besinnung verloren hatte, erst dann ward ihm wohl!

Daumelnd und stöhnend warf er sich auf das Bett, ohne sich anzukleiden. Erst gegen Mittag erwachte er. Die Erinnerung an die verwichene Nacht überkam ihn wie ein vernichtendes Gespenst. Er hatte im Würfelpiel nicht nur den letzten Rest seiner Baarhaftigkeit mit Einschluß der Verpfändungs-gelder für seine Uhr und verschiedene andere Werthgegenstände,

sondern außerdem eine creditirte Summe verloren, die seine vierteljährige Rente um ein Beträchtliches überstieg. Hiermit schien sein Schicksal besiegelt. Es war vorbei mit der letzten schwachen Hoffnung auf Rettung! Das Fatum wollte es nicht!

Kurt erhob sich bebend vom Lager. In fliegender Hast trixelte er ein paar Zeilen auf einen Briefbogen, steckte das Blatt in ein Couvert und adressirte es an seinen Dheim. Dann nahm er die Pistole von der Wand, mit der er noch vor wenigen Wochen beim Scheibenschießen im Philosophen-garten brillirt hatte, lud sie und setzte die Mündung an seine Schläfe. Er zitterte heftig. Wie um seine Kräfte zu sammeln, ließ er den Arm wieder sinken. Die Augen traten ihm fast aus den Höhlen. Dann aber schien ihn das Bewußtsein der Lage zu übermannen. Von neuem hob er die Waffe gegen sein Haupt, stößte und drückte los.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Katzen.

Eine intime Studie von C. von Vincenti.

Der Leserin, welche über diesen etwas anspruchsvollen Titel die Nase rümpft, antworte ich feierlich: „Sie waren Götter.“ Und waren's auch gerade meine Katzen nicht, so waren's doch ihre idolengeborenen Vorfahren. Wie Wenige nämlich wissen, daß der kaum beachtete Kater, welcher vor der Portierloge Siesta hält, unter seine Ahnen Götter zählt! Ja, Idolenverehrer erwies man den Aftvorderen untrer viel-geschmähten Hauskaten dort in jenem geheimnißvollen Lande Mizraim, zwischen ewigem Meer und ewiger Wüste, am paradiesgeborenen Strome. Und als die Mumie des großen Kulturvolkes, das dort seit Jahrtausenden zwischen Tempel-gerippen eingefarrt liegt, noch ein junges lebensvolles Völker-leben war, da baute sie Katenempel und heiligte sie. Es war die goldene Zeit dieses nunmehr entgötlichten Geschlechtes. Längst ist sie wunderbar verflungen, diese Zeit, und die Katzen sind wieder zu Thieren geworden, verflucht und verwünscht, mit dem Menschen, dem unfriedfertigsten aller Geschöpfe, zu leben.

Wie theuer bezahlen sie ihre einstige Größe! Früher ruhten sie in schimmernden Königshallen, wo ewig schweigsame Herrscher, die nicht lächeln konnten und nur in Zeichen sprachen, die goldbehelmt den Stirnen vor ihnen senkten, jetzt knechtet sie der Hunger zum schändlichen Menschendienst, und sie leben und vergehen in Kümmerniß, wie Menschen. Vom Katenempele der Aegypten blieb uns — die Sphinx. Das granitne Zwittrthier mit der gedankenheiteren Stirne, das am Wüstenrand der ewigen Sonne entgegenlächelt, ist halb Götterweib, halb Kater. Ja, Weib und Kater — einem tief-gläubigen Anbeter dieser beiden Götze sei diese Zusammen-stellung erlaubt — euthalten die Elemente zur Sphinx, dem Sinnbild der nie zu lösenden Widersprüche, dem Memento der ohnmächtigen Fortschrittsbegrenztheit des Menschen. Dual-voll süße Räthsel sind sie ja beide; entzückend anmuthig, hinreißend schmeicheln, wunderbar geizig und toll launenhaft, Liebesurien und gute Hasserinnen, grausam tolett und hingebend liebenswerth, weichpöftig und krallenbewehrt. Indes da kommt mir in den Sinn, daß ich doch zwei Räthsel gegeben, während ich nur eins zu lösen habe, das der Kater. Bleiben wir denn also bei ihr. Ich studire dies verführerische Thier in allen Klimaten, in allen Lebenslagen und denke, die Kater lernt sich nie aus. Was Wunder also, wenn so viele bedeutende Geister sich unwiderstehlich zu diesem Geschlechte hingezogen fühlten? Mohammed, der Gesetzgeber und Erfinder einer Weltreligion, hatte nicht weniger als dreizehn Katzen, deren Cult er im heiligen Buche aufrecht erhielt, nachdem er sie unter die Paradiesesthiere ver-setzt hatte. Abu Horeira, der weiße Araberfürst, erlang zwar keine Weltreligion, aber die Lederhandschuhe, um unzerkratzt mit seinen Katzenlieblichen spielen zu können. Richelieu, der Todfeind unsrer alten Herrscherdynastie, der starre Terrorist, der die lockigen Mignonköpfe eines Cinq-Mars und de Thou herunterjagte, tändelte, auf allen Bieren kriechend, mit seinen Katzen wie der gute König Heinrich mit seinen Kindern. Gataubriand, der Dichter des Christenthums, schmückte seinen Schreibtisch mit einem Körbchen, von vier Katzenweifen be-wohnt, Hoffmann, der geniale Phantast, schuf den unsterblichen „Kater Murr“ und Fourier endlich, der großherzige Philo-soph des Phalansteriums, wies in seinem glänzenden Communitätspalaste der Kater nicht die Portierloge, sondern ein Ehrengemach an.

Der Katenempele theilt seine Lieblinge in vier Classen ein, und alle diese vier Classen sind seit Jahren nach und nach in hervorragenden Exemplaren meiner Gattfreundschaft theil-haftig geworden, ohne daß sie sich dafür undankbarer gezeigt hätten, als der humanistisch gebildete Mensch. Eins der schönsten Thiere besaß ich in Paris, es hatte eine nach Art des Schildkrötenpanzers gezeichnete gelbschwarze Robe, ohne mir ein weißes Haarflöckchen, ein tortoise-shell, wie die Angloindier diese Race, die in Indien verbreitet ist, zu nennen pflegen. Das wundervolle Thier hatte die höhere Bequemlichkeit zum Cult erhoben; weich hinge-gossen, den Hals mit blauem Band geschmückt, das fahl-goldige Auge matt umschleiert, das schimmernde Fell in einer Anwandlung von Koketterie hie und da nachlässig glättend und beleckend, ruhte die Kater auf einem Seidenpolster, wo sie drei Viertel ihres contemplativen Lebens verträumte. Wenn Besuch kam, und eine feine, bleiche Hand, welche sich vorher der eleganten Handschuhe entledigt hatte, um ihrem Taftsinne durch die sammtweiche Berührung einen seltenen Genuß zu verschaffen, über ihre prächtige Robe strich, dann schauerte sie auf, zwinkerte schelmlich tolett mit den ver-schlungenen Lidern und bot mit einer anmuthig entgegen-kommenden Bewegung ihren Kopf dar, jenes vertrauliche Schurren hören lassend, das beinahe magnetisch auf den empfänglichen Träumer wirkt, der langsam und mechanisch seine Hand über eine weiche Katenrobe hingleitend läßt. Mom — so hieß das schöne Thier — empfand merkwürdiger-weise gegenüber den Hunden keine Furcht, nur eine gründliche Verachtung, mochten es melancholische Neufundländer, keifende „Spize“ oder mürrische Bull-Terriers sein, deren mißthönig Klaffen ihm übrigens fast Nervenzufälle verursachen konnte. Manchmal, wenn er so großartig und majestätisch behaglich auf seinem Lager ruhte, nahm sein Blick etwas ungemein Seltsames, Befremdliches an, als gedenke er plötzlich seiner

heimath, welche er mit einer britischen Missionärsfamilie ver- lassen hatte, und öffne sich allmählig vor seinem Auge eine ungeheure, farbenglühende Tropenlandschaft.

„Zeyla“ war in den abessinischen Bergen geboren. Ich kaufte sie im judaäischen Bazar zu Cairo von einem Ele- phantenjäger, der behauptete, das silbergraue Thier sei im Harem des Kaisers Theodoros aufgezogen worden. Ich habe mir allezeit an dieser Angelegenheit zu zweifeln erlaubt, denn diese „Abessinierin“ hatte die schlechteste Erziehung von der Welt gezeigelt. Sie hat ein unverträgliches Geschöpf meinen Hausgöttern größeres Vergnügen gegeben. Es lebte damals in meinem Hause eine blutjunge Abessinierin, welche den sinnigen Namen „Zahra“ d. h. Blume trug und an Sanftmuth und schwermüthigem Liebreiz wirklich einer wunder- ängigen Märchenblume gleich. Ich hatte die Kaze besonders für Zahra erworben, um ihr in dumpfen Chamäsin-Stunden Gesellschaft zu leisten. Nun war aber Zeyla von so zart- nerviger Complexion, daß ihr das trockene Hüfteln ihrer Herrin, welche damals schon an der grausamen Krankheit litt, die bald nachher ihre Jugendblüthe im Tode künden sollte, wahre Paroxysmen von Wuth verursachte. Das war dann wahrhaft unheimlich anzuschauen, denn die Kaze sprang wie toll an den Wänden hinauf, ihr Haar sträubte sich, und sie ließ ein kläglich Winkeln hören. Wollte dann Zahra, welche das undankbare Thier ungemein lieb hatte, sich demselben nähern, dann folgte ein pfauchendes wilddrohendes „Pfitz“ nach dem andern. Anfangs lachte das braune Mäd- chen darüber, aber bald belehrte ich sie, daß diese „Pfitz“ durchaus nicht lächerlich seien, sondern in der hieratischen Sprache der altägyptischen Tempelgelehrten, welche so geheim gehalten wurde, daß Brugsch, Mariette und Lepsius sie heute besser verstehen, als das ägyptische Volk vor viertausend Jahren, das böse Princip bedeuteten, und daß ein Egyptianer, den eine Kaze drohend angeblasen hatte, hingehen mußte, um sich vor dem Altare Phtah's von diesem Unathem zu reinigen. Hinzu- fügen mußte ich dann noch, was meine junge Freundin besonders interessirte, daß, wenn ein derartiges Unglück einer jungen, heirathsfähigen Egyptianerin passirte, dieselbe einfach auf keinen Freier mehr rechnen konnte, sobald der Vorfall nach- barlich rüchbar wurde.

„Sibirka“ war das Geschenk einer russischen Dame. Sie war von der kostbaren, graublauen Race, welche in Rußland heute noch schier heilig gehalten wird und inmitten wunder- thätiger Heiligengestalten, ohne sie zu entweihen, die orthodoxen Tempel bewohnen darf. Der eigentliche Ursprung dieses durch eine düstere Charakteranlage ausgezeichneten Thieres war dunkel, seine Vorgeschichte unheimlich. Sie war auf so seltsam- liche Weise ins Haus der Russin gekommen, daß man bei Erzählung dieses Vorfalles, unwillkürlich durchdrant, an das Heine'sche: „Und die Kaze, ist eine Heze“ . . . erinnert ward. Der Gemahl der russischen Dame lag nämlich mit großem Pompe aufgebahrt; silberne Räucherpfannen qualmten, tropische Gewächse dufteten, zwei Reihen hoher Lampada- rien flammten um den wappengeschmückten Katafalk, über den das prächtige, massiv geschnitten, schwere Bahrtuch mit bleichen Silberfransen bis auf den Estrich herabwallte. Es war dumpfe, todtschweigende Winternacht, die Vorhänge des Erd- gepolstergemachtes hatte man sorgfältig geschlossen, damit dem Todten, wenn man zum letzten Abschied das Bahrtuch abhebe, das faule Schneegewicht von Nutzen nicht ins Antlitz scheine. Ein blutjunger Poje mit langwallendem, rothblondem Locken- haar kniete zu Füßen des Verbliebenen, welcher der Sitte gemäß im offenen Sarge ruhte, nur vom Bahrtuche bedeckt, unter dessen Falten man die Umrisse der erstarrten Glieder deutlich erkennen konnte. Es war des jungen Priesters erste Todtenwache, eine schwere Nacht! Das Haupt tief niederge- beugt, daß man nur seine rothgoldne Lockenfülle über dem Betpulte schimmern sah, psalmodirte er, stoßweise, mit krampfartigen Lippen die endlosen Gebete für die Abgeschie- denen. Der Grund dieser übertriebenen Furcht liegt nicht allein in den Nerven, sondern in dem Aberglauben, daß die erste Todtenwache für einen jungen Pojen verhängnißvoll werden müsse, wenn der „Tod“ ihm hier in die Augen schaue und „sich sein Gesicht merke“. Ist diese erste Probe jedoch glücklich bestanden, dann hat der Priester in späteren Fällen Nichts mehr zu fürchten. Jetzt erhob der betende Poje wie unwillkürlich das Haupt, sein Blick fiel auf den Katafalk . . . wie elektrisch durchströmt wallten seine Locken auf, marmor- bleich erstarrten seine Züge, und die Augen quollen fast aus ihren Höhlen . . .

Einen Augenblick später polterte er in schwerem Fall vom Betstuhl herab und lag wie entseht. Hatte ihm der Tod ins Auge geschaut? Still! Unter dem Bahrtuche regt sich's, und die Falten heben sich, die dunklen Sammetwellen mit ihrem Silberstaub wogen leise auf, die Franzen streifen sich und knirschen auf dem Boden wie sich krümmende Knochen- fänger, der Katafalk erbebt . . . der Todte steht auf! . . . Nichts, als eine Hallucination, dem Todten fällt nicht ein, seine glückliche Schmerzlosigkeit wieder gegen die alte Menschenqual einzutauschen, er rührt sich nicht, unter dem aufrauschenden Tuche aber schlüpft eine große, schwarzgraue Kaze hervor, deren Karfunkelaugen unheimlich im Flackerlicht der Kerzen glänzen. Wenige Augen- blicke darauf hatte sich das ge- sterbte Thier im hintersten Winkel des Gemaches verkrochen, wo man es mit dem ohnmäch- tigen Priester beim ersten Tagesgrauen fand. Wie „Sibirka“, welche augenscheinlich aus Furcht sich unter das Trauergerüst ver- krochen hatte, in das Haus ge- kommen war, ist trotz aller Ge- muthungen, dies Geheimniß auf- zudecken, im Dunkel geblieben. So lange dies seltsame Thier in Constantinopel mein Haus- genosse war, muß ich ihm übrig- ens das Zeugniß der heimlich- sten Verträglichkeit ausstellen, welche in Nichts an sein un- heimliches erstes Erscheinen ge- mahnte. Ein rechter Launenpöpel

war sie nur, diese schöne Kaze, und zuweilen schnurrte es ihr plötzlich toll durchs Köpfchen, worauf sie dann immer für einige Zeit verschwand, wahrscheinlich um Regenabbate und andere Abenteuer aufzusuchen.

Ich könnte nun noch von mancherlei seltenen Repräsen- tanten dieser Thierace, welche die Eingeweiheten Egyptens „Sothi“, das ist: die Ruhmreiche nannten, erzählen, denn ich habe sie alle gekannt, goldgelbe siamesische Kazen mit platten, trockigen Nasen wie persische Zibethkazen mit klug verschmit- zten Gesichtern, seidenslockige, schneeweiße Angorakazen, Lieb- linge kleinasiatischer Derwische, wie schwarze Zwitterkazen aus dem bengalischen Urwald und gewöhnliche fränkische Kazen, vielleicht die anhänglichsten von allen, doch das würde mich zu weit, vielleicht bis zu einer „Kazenmonographie“ mit physiologischen Randglossen führen, und dann beläme diese an- spruchsvolle intime Studie vielleicht einen so anspruchsvollen An- strich, daß sie allen Reiz verlore. So mag es denn bei dem Ge- sagten sein Bewenden haben.



Die Mode.

s scheint, daß die im Be- ginn des Winters nur ver- einzelt aufgetretene Vor- liebe für Carreaux im weiteren Verlauf des- selben einen epidemischen Charakter annehmen wollte, da nicht allein die Kleiderstoffe durch Farbenstellungen und quadratische Muster in den einfarbigen Ge- weben diesem Genre hul- digen, sondern auch die Balltoiletten neuerdings Blumengitter als Aus- putz des capitonirten Stoffes bringen.

In Berücksichtigung des Winterspruchs: die Vorder- und Seitenbah- nen nach zu garniren, bleibt zu diesem Zweck die Auswahl allerdings nur eine beschränkte, nam- entlich für die aus durchsichtigen Material angefertigten Roben, welche in vorerwähnter Weise mit schrägstehe- den Carreaux aus ein-

geträumtem Stoff überdeckt, entweder einzelne Blüten auf den Kreuzungs- punkten der Linien, oder ein fortlaufendes Blumengitter zeigen. Zwei fallende Puffen und ein Blüthe am Rande bilden den unteren Abschluß, flache Puffen und Blüthe begrenzen den mit Schärpen aus vollen Stoffbreiten dra- pirten Schlepptheil und eine im Rücken geschnürte Schneebrette mit Tüllpuff und Blumen am Ausschnittsrande vollendet die Toilette.

Die lange Zeit misgünstigen Glitters aus Gold, Silber, Stahl, Blausaß und Perlmuttern funkeln zwischen den Stickereien der Seidenstoffe und Tüll- roben, und Perlen aus gleichen Metallen, sowie aus Krystall, Jet &c. über- rücken außerdem die meisten der für Kerzenlicht bestimmten Toiletten.

Einen hübschen Effect vermitteln Gazo d'argent oder Gazo d'or im Verein mit dem stumpfen Gemebe des Tülls, Tarlatans &c. Die nur nach drapirte, unter den Falten des Puffs endende Schürze aus glänzendem Sil- berstoff, mit gleichartiger Borde und einem Blüthe garnirt, sah ich an einem Arrangement vorerwähnter Art, welches aus dem Atelier des Herrn Hof- lieferanten Müller hervorging, mit einer Weinberglandschaft umgeben, deren grau schattirte Blätter mit Silberrand einen dunkleren Ton des Metalls imitirten und den Blumen aus rosa Atlas als wirksamste Unterlage dienten.

Den unteren Zwischenraum von der bis zur Taille emporgerackelten Schürze und dem Schlepptheil füllten Bindenguirlandes, welche von der mit Puff beginnenden vorderen Gürtlands ausgingen und sich dem mit Tüllfransen und Silberbandbündeln garnirten unteren Theil zuranken. Ein grazios drapirter Tüllschleier aus zwei Stoffbreiten, mit hindurchgewundenem breiter Charpe von Gazo d'argent, bildete die den Schlepptheil überfluthende Garnirung. Auf der linken Achsel des mit Gazo d'argent besetzten Aus- schnittsrande war ein Windentuff befestigt.

Ausgeschnittene Cutraße-Tailen aus Sammet oder Atlas werden zu Röden von contrastirendem Stoff getragen, letztere aber alsdann mit dem Stoff der Taille garnirt.

Die beliebtesten Kränze zu den über den Nacken fallenden Mozart-Fri- suren bestehen aus einem Blumentuff über der Stirn, von welchem schmale Blätterranken bis zu dem im Nacken gebundenen Haar fortlaufen, um sich mit einer auf letzterem befindlichen Blume zu vereinen; andere enden mit einer Bandschleife in der Farbe der Blumen.

Die reicheren Balltoiletten sah ich entweder aus Fayo und Atlas, oder aus faconirtem und glattem Stoff arrangirt und mit weißen Seidenpuffen garnirt, deren Werth in Folge der mühevollen und deshalb kostbaren Arbeit reicher Plattschickerei, welche zwischen paillettes (Glittern) von Perlmutter und Krystallperlen reliefartig hervortritt, bedeutend gestiegen ist.

Betreffs der Spitzenbesätze scheint eine neue Aera zu beginnen, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, unseren Damen bei eigenem Fleiß und einer gewissen Ausdauer unter Aufwendung mäßiger Mittel die hübschesten Klei- derbesätze beschaffen zu helfen. Tüllstreifen mit braunen Plattschickblättern (welches Laub imitirend), deren Aeren und Contouren durch weiße Schmelz- perlen marirt wurden, sah ich mit gleichartigen Perlenlinien auf hellgrüner Fayo garnirt. Die Arbeit erinnert zwar an „Grosmutters Handbroschen“, ist aber nichtsdestoweniger ebenso wirkungsvoll und elegant, wie noch manche andere aus den wiederbelebten Reminiscenzen vergangener Tage.

Unter den augenblicklich begünstigten Farben der reichen Seidengewebe

nimmt das Roth einen hervorragenden Platz ein, welches als Bordeaux, Sultan, Geranium, Grenat, Corinth die dunkleren Töne bezeichnet und mit Fraise, Framboise, Pêche zu den matten Nuancen des Rose fine, Rose päle und Sourire übergeht. Dem sehr beliebten und bereits bekannten Amétyste folgen die in der Schattirung wie in der Nuance abweichenden Malte, Camée, Myrtille, Ophelia, Lucullus, Opal, Fayence, Onix, Colibri und Oeillet bezeichnen die Abarten von Blau und Grün. Eine nicht minder lange Nomenclatur bringen die mannigfaltig varirten Grau: Cobalt, Mode, Feutre, Cendrillon, Tourterelle, Sahara, Gris perle, Gris fin, Acier, Plomb, Tempôte &c.

Für die schweren Seidenstoffe wird die Falte à la Bulgare dem auf- bauenden Puff vorgezogen; das Arrangement bebingt eine tablier-artige Garnirung auf den Vorderbahnen, welche sich unter der breit herabstiege- den Stoffmasse verläuft. Revers, eine Robe de cour nachahmend, werden sehr weit nach hinten angebracht und begrenzen alsdann den Puff. Den glücklichen Eigenthümern breiter, werthvoller Points bietet sich in der Concession, die Vorderbahn von der Taille bis zum Rande mit feinstech auf- genähten Spitzen, welche allmählig nach unten auseinander treten, garniren zu können, eine empfehlenswerthe Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Schäge. Blumen zwischen Spigenwindungen bilden die auf der Mittellinie der Vor- derbahn anzubringende Garnirung einer in der soeben erwähnten Weise be- setzten Robe, deren hinter der feinstechen Spitze sehr weit zurücktretende Revers den Ausputz von Blumen zwischen Spigenwindungen am Rande wiederholen. Die Taille endet mit kurzem, anschließendem Schoß und er- hält am Halsanschnitt einen übereinstimmenden Blumen- und Spigen- ausputz.

Ein neues Genre für Besätze gewähren keilförmige Bolants mit Mohr- haarfuttern. Der Bolant besteht aus einzelnen Theilchen, welche, unten brei- ter als oben, zugeschnitten, alsdann zusammengedrückt und mit dem steifen Stoff unterfüttert werden. Oben flach, unten falgig, verleiht der in regel- mäßige Linien fest aufzunehmende Besatz dem gegenwärtigen, allem Glättern- den den Krieg erklärende Stil eine entsprechende Verzierung. Der untere Rand dieses steifen Bolants wird mit flach aufliegenden Spigen besetzt, deren Fuß nach innen, deren Bogen nach außen, respective nach oben gerichtet sind. Je nach Geschmack und Zweck der Toilette erhalten die tablier-artig gar- nirten Bolants Tüllpuffes als Abschluß. Der freie Raum unter den feinstechen festonirt aufsteigenden Bolants wird mit Blüthe ausgefüllt, wogegen der Schlepptheil, am oberen Theil gebauscht, an den Seiten mit Spigen be- setzt, unten frei ausfällt.

Die Promenadetoiletten ist man verführt in ihrer Mehrzahl mit vollstem Recht als „Pelzcostüme“ zu bezeichnen. Sind es nicht wirkliche Pelze, so sind es doch Pelzimitationen und fast ohne Ausnahme die schwersten Stoffe, welche zur Herstellung dieser Toiletten Verwendung finden. Die sehr lange, keilförmige Casaque, vulgo Redingote, kann als zweite Robe gelten, da die ungewöhnliche Länge nur einen mäßigen Theil von dem Unterleibe sichtbar werden läßt. Mit den gern getragenen offenen Karmeln, die in vieredigen Ripfeln enden, sind Unterärmel geboten, welche mit dem Unterleibe aus Sammet oder anderen Stoff übereinstimmen und die Täuschung doppelter Kleider vervollständigen helfen.

An den Hauskleidern tritt die Stahlverzierung immer mehr in den Vordergrund. Gelbliche Stahlperlen zwischen schwarzen Passamenten auf gleichfarbigem Stoff arrangirt zählen zu den günstigsten Variationen dieses Genres. Auf den unbestimmten Fonds wählt man zur Farbe passende durch- brochene Vorten mit grauen Stahlperlen.

Fichus mit Perlen und paillettes auf den Spigen sowie mit Schräg- streifen aus farbigem Seidenstoff, Blumen und Federstreifen verziert, tragen wesentlich zu dem früheren Effect der Toilette bei.

Der sehr beliebte Schmud „Saphirine“, eine hellblau schimmernde Stein- art, oder vielmehr eine Composition, hat sich schon viele Bewunderer erobert und rivalisirt augenblicklich mit seinem beim Einkauf werthvolleren, dafür aber bereits um so bekannteren Vorgänger.

Regartige Ketten (cottes de mailles) werden zu den in diesem Winter weniger tief ausgeschnittenen Kleidern getragen.

Mit den Moden aus der Zeit des Directoriums sind die Bracelets Angot eingeführt, welche aus zwei Armbändern nebst verbindender Kette bestehen. Der größere der beiden Reifen umschließt den Oberarm, der klei- nere das Handgelenk und die Kette dient als Verbindung dieser inseparables.

Eine orientalische Räucherkugel.

Von A. von Cohausen.

Der Orient ist eine nie versiegende, immer neu zu eröffnende Fund- grube für Originelles, Altes und Neues.

Liegt es in dem zur Contemplation einladenden Klima, in der Leichtig- keit, sich den Lebensunterhalt zu gewinnen, in den geringen Bedürfnissen, und andererseits in dem Reichthum und dem Luxus, welcher die Arbeiten des Kunsthandwerks sucht und sammelt, liegt es daran, daß das von Mahomed gegebene Verbot, lebendige Gestalten nachzubilden, die künstlerische Phantasie ganz auf das beschränkte Feld pflanzlicher und geometrischer Formen concentriert und eben hier zu höherer Production antreibt, oder ist es die Un- mittelbarkeit zwischen der Erfindung und Ausführung, welche mit den düs- tigen Hilfsmitteln, mit einigen wenigen der primitivsten Werkzeuge und in der anspruchslosesten Werkstätte auf der Gasse, aber mit ebenso großer Fer- tigkeit als Ausdauer so Sinnreiches und Tüchtiges leistet, es ist schwer zu sagen; aber wenn wir die Kunstleistungen der Araber, Perser, Sarazenen, Mauren und Türken als dem Islam Angehöriger zusammenfassen, so scheint es allerdings der Muhammedanismus gewesen zu sein, der die wenigen, aus den byzantinischen und altperischen Quellen geschöpften Lebenskräfte zu dem wuchernden Reichthum entwickelt hat, den wir immer auf neue be- wundern.

Das Feld, die eigentliche Form dieser orientalischen Stützgruppe ist die Flächenverzierung.

Sie wird bewirkt durch flache, sozusagen oft nur riemenbide Reliefs, und durch deren prächtige und harmonische Färbung. Es sind aus geraden und gebogenen Linien gebildete geometrische Figuren, welche mannichfaltig zusammengelegt und scharf ineinander gepaßt, schematisch wiederkehren, oder pflanzliche Ranken mit Blättern und seltenen Blumen, welche in ähnlicher Weise sich verschlingen, aber stets zum Ursprung zurück verfolgt werden können.

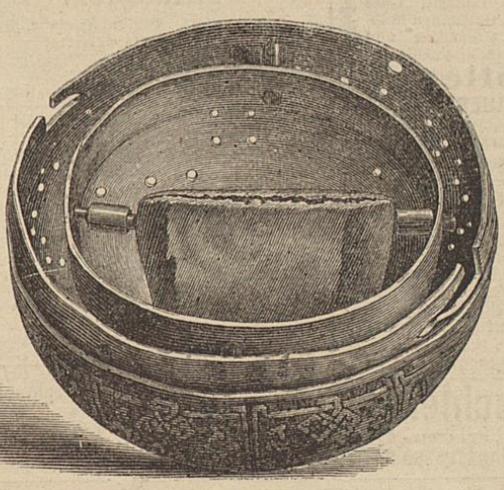
Es ist überhaupt diesem Stil eigen, dem ruhigen Beschauer Räthsel auf- zugeben, ihn zu reizen, den Bahnen zu folgen die des Künstlers Stilt ge- zogen, ihn zu überraschen mit der Lösung selbstgeschaffener Schwierigkeiten, künstliche Verknüpfungen so scharf, an deren Auflösung man nur mit sinn- igem Auge und geschickter Hand sich wagen darf. Der gordische Knoten, den Alexander zu lösen weber Zeit noch Lust hatte und mit rohem Schwerte durchhieb, läßt uns schon in jener Zeit den Sinn und die Richtung dieser Kunstanschauung errathen.

Viele ihrer Motive sind aus der Durchflechtung, Faltung, Ueberlegung und Durchschlingung einfacher oder verzierter Riemen und Bänder entnom- men und bilden die mannichfaltigsten, dem Auge flach dargelegten Knoten, auch Sontachtungen, Flecht- und Gebirgsfänge, die sich wieder theilen und zu vielgestaltigen Regennetzen ausbreiten, zwischen denen dann aus- strahlende Blättchen kaleidoskopische Rosetten bilden, so daß nirgend für das Auge eine Lücke, nirgend eine Leere bleibt.

Anderer oder verwandte Motive entnimmt der Stil aus geradlinigen Reisten, die bizarrig zu den Grenzen der zu schmückenden Fläche hinstreichen, sich in scharfem Rißad durchschneiden und doch wieder in geschickter Strenge zum Ursprung zurückkehren. Der fünf- und sechseckige Stern unseres Truden- fuges ist das erste Malen dieses Linien- meisternden Geistes.

Wenn die erste Weise mehr den Arabern, die zweite mehr den Türken eigen ist, so ist die Anwendung pflanz- licher Motive von den maurischen Künstlern mit Vorliebe angewandt und entwickelt worden. Ranken von stets gleich durchgeführter Breite mit palmen- artigen Blättern oder ähnlichen Federn besetzt, sind die Elemente, mit denen sie die Flächen beleben. Und nicht gegen ihnen die Blätter, sondern auf deren breiten Flächen sind wieder selbstständige kleinere Blatt- und Ran- kengebilde eingelegt, als ob man Butter auf Zuckerbrod streuen wollte, hat man treffend gesagt.

Aber als ob man dem Sinnenden oder im süßen Nichtsthum Hinträum- menden, dessen Ohr der sanften Musik plätschernden Wassers mühelos lauscht, noch reichlicher lieblich dahin fließende Räthselreden vorgaukeln wollte, liegt unter dem Reiz großartiger Rankenver- schlingungen oft noch ein zweites und drittes, welches die mächtigen, das Ganze beherrschenden Ranken schmieglam ausfüllt und bescheiden accompanirt.



Eine orientalische Räucherkugel. (Geöffnet und geschlossen.)

